

III. Miscellen.

1. Bonn. Die weiteren Ausschachtungen an der Theaterstrasse resp. am Windmühlenthurm haben noch einige kleine Antiquitäten ergeben, Scherben, kleine Bronzen u. s. w. Es scheint nach den sehr spärlichen Münzfunden, dass die dortigen baulichen Anlagen zu den ältesten des röm. Bonn gerechnet werden können, denn mir wurden als daselbst gefunden in letzter Zeit: ein Mittelers Marc Agrippa's sowie ein Denar Marc Anton's (mit dem Revers der III Leg.) überbracht.

2. Cöln. Durch eine briefliche Mittheilung des Herrn H. Wolff in Cöln wurden wir auf einen Fund aufmerksam gemacht, welcher bei der Strassenanlage in der Spiesergasse an der Stelle der alten Gasfabrik zu Tage gefördert wurde. Der Fund umfasst neben etwa 20 Thongefässen, welche, wie H. Wolff in seinem Schreiben schon hervorhob, sowohl der römischen, als auch der vorrömischen Zeit angehören, einige Fibeln und sonstige Kleinigkeiten, vor allem aber sind einige beiliegende Münzen für die Zeitbestimmung von Interesse. Von den Thongefässen waren viele von echter terra nigra (mit bläulichem Bruch), mehrere hatten Stempel:

1. AΛV war 2 mal vorhanden.

2. OMI

Diese beiden Stempel standen in tassenförmigen Töpfchen.

3. ASSINNO in einem Teller.

4. Auf einem grossen Teller, welcher in der Mitte mit mehreren concentrischen Kreisen verziert war, durchschnitt der Stempel

(VΛO:)

dreimal den äussersten Kreis.

Merkwürdiger Weise sind diese Stempel Schuermann alle unbekannt.

Auch unter den Gefässen von terra sigillata waren zwei mit noch unbekanntem Stempeln versehen:

5. MAROSI mit sehr schönen regelmässigen Buchstaben;

6. M R O in recht roher Weise dargestellt. Ausserdem fand sich der bekannte Stempel

7. BASSI·O. Sch. 747.

Neben diesen Stempeln sind nun noch einige zu erwähnen, welche, obgleich die einzelnen Striche deutlich zu sehen sind, doch keinen Sinn geben und als unentzifferbar betrachtet werden müssen. Stempel dieser Art kommen bei terra nigra Schüsseln ziemlich häufig vor, und zwar vorzugsweise bei den in Cöln gefundenen. Unter den sonstigen Thongefässen heben wir noch ein kleines, urnenförmiges mit recht hübscher Blätterverzierung in Barbotine-Technik hervor.

Von den mit den terra nigra Gefässen zusammen gefundenen Münzen interessirt mich eine besonders, weil dieselbe den Uebergang von den in diesem Hefte S. 62 besprochenen Regenbogenschüsselchen zu den wirklich keltisch-gallischen Münzen bildet. Dieselbe wird in Lelewel's, type gaulois ou celtique auf Taf. IX Nr. 25 u. ff. abgebildet; der Avers zeigt ein stark stilisirtes Pferd, dessen Leib aus zwei discusartigen Scheiben zusammengesetzt erscheint, während der R. 4 kreuzförmig verschlungene Bänder, welche in der Mitte einen kleinen Kreis umschliessen, aufweist. Diese Bänder würden, wenn man anstatt vier sich deren drei denken wollte, wieder ein richtiges Triquetrum bilden. Ausserdem wird die Verwandtschaft mit dem Regenbogenschüsselchen durch verschiedene, auf dem R. vorhandne Punkte noch besonders gekennzeichnet. Die Münze ist von Kupfer und ist dies meines Wissens das erste Mal, dass gallische Münzen innerhalb der Stadt Cöln vorkommen. Dass übrigens die hier beschriebene Varietät auch noch östlicher gefunden wurde, ersehen wir aus den Mittheilungen des Vereins f. Gesch. u. Alterthumsk. in Frankfurt a. M. II, 1. S. 111, wo über das Vorkommen einer solchen Münze in der Gegend von Frankfurt a. M. berichtet wird.

v. V.

3. Von einem reichen Funde arabischer Silbermünzen, die 80 an Zahl auf dem Gute Carnitz des Herrn von Bülow, bei Labes, Pommern, in diesem Sommer gefunden worden sind, waren 4 Stück nach Bonn gekommen und sind von Prof. Gildemeister bestimmt worden. Es sind Abbasidenmünzen, die eine von Harun al Raschid, geschlagen in Bagdad 192 = 807—808 u. Z., die andere vom Jahre 160 = 776—777 u. Z. Es gelang Herrn Dr. Kühne, den schon zerstreuten Fund für die Gesellschaft für pommersche Geschichte in Stettin fast vollständig wieder zu sammeln. Die Münzen lagen in einem Topfe und scheinen zu den ältesten zu gehören, die im Norden gefunden worden sind.

4. Die von Dr. Wilms im Jahre 1868 unternommenen Ausgrabungen auf dem grossen germanischen Todtenfelde, welches sich von Grossenbaum durch Buchholz, Wanheimerort, die Wedau, Neudorf bis zum Duissern-

schen Berge hinzieht, sind von Herrn Feiden in Duisburg in dem nach dieser Stadt genannten Walde kürzlich fortgesetzt worden. Es fanden sich über 90 Hügelgräber, deren grösstes 100 F. Durchmesser hatte. Es wurden 21 Urnen zu Tage gefördert, darunter 3 mit Deckel, eine mit einem Becher, mit Bronzestücken und einem eisernen Fingerring. Im Dorfe Asberg bei Mörs, dem alten Asciburgum, über welche altgermanische und römische Niederlassung eine neue in Uerdingen 1879 erschienene Schrift von F. Stollwerk vorliegt, hat Herr Feiden ein Terrain von 30—40 □' durchsucht und reiche Ausbeute gewonnen; 14 Wasser- oder Weinkrüge, die fast wie neu aussehen, standen bei den Urnen, bei jeder stand auch eine Lampe, in einer lag ein Salbfläschchen. Bei den Urnen fanden sich Feuersteine und Näpfe in verschiedener Grösse, auch eine Pfeife aus einem Kieselstein (1), die einen schrillen Ton giebt. Zwei Mahlsteine haben einen Durchmesser von 18 Zoll, drei Münzen gehören den Kaisern Trajanus, Vespasianus und C. C. Caligula an. (Essener Zeitung.)

5. Das Dorf Mariaweiler bei Düren hat sich als ein grosses Trümmerfeld römischer Ansiedlungen erwiesen. Man schreibt über den Erfolg der bisherigen fünftägigen Ausgrabungen der Dürener Volkszeitung vom 17. Mai 1879: Von der römischen Villa in Mariaweiler ist jetzt so viel blossgelegt, dass sich die Baderäume mit einiger Sicherheit bestimmen lassen: das Zimmer fürs Schwitzbad (tepidarium), fürs warme Bad (caldarium) und fürs kalte Bad (frigidarium). An das der Strasse zugekehrte nördliche Zimmer schliesst sich westlich das zuerst aufgefundene halbrunde Badebecken, zu welchem zwei Treppenstufen hinunterführen. Südlich nach der neuen Kirche zu ist ein kleiner Theil des Heizraumes (prae-furnium) mit dem Ofen (hypocaustis) blossgelegt. Sehr kenntlich liegen die Reste der Luftheizung vor Augen. Zunächst steht noch ein grosses Stück des hohen breiten Canals, welcher die erwärmte Luft aus dem Feuerungsraume in das östliche Badezimmer führte. Sowohl in diesem wie in dem westlich daranliegenden, mit einer halbrunden Nische abschliessenden Zimmer bedecken die Trümmer der meist aus runden, theilweise auch aus grauen quadratischen Ziegeln aufgemauerten, etwa $1\frac{1}{2}$ Fuss hohen Säulchen in regelmässigen Abständen von etwa $1\frac{1}{2}$ Fuss den Boden. Sie trugen den zweiten Boden, so dass die aus der hypocaustis in den Canal einströmende warme Luft in diesem Souterrain (suspensurae) zwischen den Säulen sich verbreiten konnte. Von hier stieg dieselbe alsdann durch thönerne Röhren (tubi) an den Wänden in die Badezellen hinein. Das halbrunde Becken und die Treppe in dem nördlichen Zimmer ist in allen Ecken, also rund um den Boden und überall da, wo zwei Flächen sonst fast zusammenstossen, mit Rundstäben ausgelegt, ein Verfahren, aus dem wir heutzutage wohl noch etwas für unsere Cementarbeiten lernen können. Neben dem Becken ist

noch ein Streifen des Bodens mit Marmor belegt. Die Inschrift, welche in der halbrunden Nische des westlichen Zimmers (also von dem Becken aus südlich) unter Trümmern von Hohlziegeln, Thonröhren und Wandbekleidungsplatten aufgefunden wurde, steht auf einer Ziegelplatte, die ebenfalls ein Theil eines Hohlziegels oder einer Wandplatte zu sein scheint. Die Platte ist etwa 11 zu 23 cm gross. Die oberste Zeile zeigt mit unverkennbarer Deutlichkeit das Datum des heutigen Tages, den 17. Mai: XVI K(al.). Iunias. Der übrige Theil der Inschrift ist noch nicht gelöst, er ist im Abdruck an einen Specialforscher auf diesem Gebiete abgesandt worden. Vor vollständiger Reinigung der Platte schien sie auf das Jahr XI des Augustus, also 19 v. Chr., hinzudeuten. Sollen wir vor sicherer Lösung eine neue Vermuthung aussprechen, so scheint uns ein Hinweis auf die 11. Legion vorzuliegen. Das würde wohl die 70er Jahre nach Christus ergeben. Denn als in den Jahren nach 68—70 in den Wirren unter Galba, Otho und Vitellius die germanischen Legionen geübt hatten und Claudius Civilis mit seinen aufgestandenen Batavern gerade hier in Düren die römisch gesinnten Ubier geschlagen, wurde die 11. Legion hieher zur Unterstützung gesandt, in späteren Zeiten aber wieder aus unserer Gegend zurückgezogen. In etwa bemerkenswerth ist wohl noch, dass die Bäder zwar am Abhange des Hügels liegen, jedoch nicht (nach Vitruv's Vorschrift) den Osten des Hauses eingenommen haben. Die ausgegrabenen Räume werden demnächst gesäubert und wie die Inschrift photographirt. Nachzutragen ist, dass in einem östlich von den Baderäumen theilweise aufgedeckten Zimmer die rothen Wände durch weisse Striche in Vierecke abgetheilt sind, dass die aufgefundenen römischen Münzen bis ins 4. Jahrhundert reichen, dass sich unter den vielen Scherben auch zwei erhaltene Thongefässe fanden, ein Krug und eine Schüssel. Auf der „Heidenburg“, wo seit vorgestern gegraben wird, ist bereits römisches Mauerwerk blossgelegt, auch fanden sich Lanzen spitzen, ein Schlüssel u. s. w. Die dort gefundenen römischen Münzen sind ebenfalls mit Edelrost über und über bedeckt.

6. Aus Mähren. Seit mehreren Monaten werden auf dem Berge Kotoutsch bei Stramberg in Mähren Ausgrabungen vorgenommen, bei welchen interessante und für die Wissenschaft höchst bedeutende Resultate erzielt wurden; dieselben werden von Herrn Realschullehrer Karl J. Maschka in Neutitschein in systematischer, allen Anforderungen der Wissenschaft entsprechender Weise durchgeführt. Namentlich sind es die beiden Höhlen Schipka und Tschertowa Dira (auch Zwergenhöhle genannt), welche die Aufmerksamkeit des Forschers auf sich lenkten und thatsächlich vollste Beachtung verdienen, indem es schon jetzt durch die bei den Ausgrabungen zu Tage gebrachten Objecte und durch die Verhältnisse, unter welchen diese gefunden wurden, erwiesen ist, dass beide Höhlen von Menschen in vorgeschichtlicher Zeit bewohnt waren, und zwar die erste, deren Decke

zum Theil eingestürzt ist, in der ältesten Steinzeit (in der paläolithischen Zeit), die andere in einer späteren Zeit, als der Mensch schon einige Kenntniss der Metalle besass. Es ist ferner ersichtlich, dass der Mensch dort gleichzeitig mit dem Mammuth und Höhlenbär gelebt hat, indem beispielsweise verbrannte und bearbeitete Knochen noch 1 Meter unter den Resten dieser Thiere sich vorfanden. Die Funde in der Schipkahöhle bestehen aus Tausenden von Knochen vorsündfluthlicher Thiere, als Mammuth, Rhinoceros, Höhlenbär, Pferd, Urstier, Hirsch, Rennthier u. s. w., Tausenden von losen Zähnen dieser Thiere, Geweihen, zahlreichen schön erhaltenen Stein- und Knochenwerkzeugen, welche Gegenstände bis drei Meter unter der Oberfläche gefunden wurden. Ausserdem wurden in der obersten Schichte sieben Bronzegegenstände gefunden, und zwar ein Hohlbeil (Celt), fünf concentrische Ringe und ein Ring mit einem rechtwinkligen Kreuze (Rad mit vier Speichen). In der Tschertowa Dira wurden gefunden: Knochen von Höhlenbär, Rennthier, Edelhirsch, Rind u. s. w., zahlreiche auch bearbeitete Geweihstücke, viele sehr gut erhaltene Beingeräthe und Werkzeuge, als durchbohrte Nadeln, Pfriemen, drei- und vierkantige Pfeilspitzen, rohe und nichtpolirte Steinwerkzeuge von Feuerstein, Jaspis und Chalcedon, Scherben von den verschiedenartigsten Thongefässen, mit und ohne Graphitüberzug, aus freier Hand ohne Benutzung der Töpferscheibe verfertigt und mit charakteristischen Ornamenten versehen, sowie auch dreikantige Bronzefeilspitzen mit einem Giftloch, durchbohrte Zähne, Muscheln, Schleifsteine, Spinnwirtel u. s. w. Auf dem Scheitel des Berges oberhalb dieser Höhle ist man auf ausgedehnte Brandstätten gestossen, und es fanden sich unmittelbar unter dem Rasen nebst zahllosen Thonscherben auch Scherben von Graphitgefässen, Steinwerkzeuge, darunter ein 117 Millimeter langes Messer und eine durchbohrte polirte Kugel, ferner verschiedene Bronze- und Eisengegenstände. Nachdem in Oesterreich Höhlenfunde dieser Art überhaupt noch nicht, ausgenommen theilweise in der Vypustekhöhle, und im übrigen Mitteleuropa nur selten gemacht worden, so ist es erklärlich, dass diese Ausgrabungen das regste Interesse der Anthropologen geweckt haben, und es wäre nur zu wünschen, dass dieselben in gleicher Weise zu Ende geführt würden, denn es ist zu erwarten, dass noch neue interessante Gegenstände aus ihrer tausendjährigen Verborgenheit ans Tageslicht gebracht werden. Durch diese Funde wird der Ring der Entdeckungen über die menschlichen Ureinwohner in Central-Europa bedeutend erweitert, indem die letzten Glieder dieses Ringes im südwestlichen Deutschland von dieser neuen Station ziemlich weit entfernt sind.

(Bonner Zeitung v. 6. Juli 1879.)

7. Metz. Die bei Bettingen an der Nied veranstalteten Ausgrabungen sind im verflossenen Sommer auf das eifrigste fortgesetzt worden und ist es gelungen, ein grosses Wohnhaus von beiläufig 2000 qm

Grundfläche freizulegen. Dasselbe besteht aus einer Menge kleiner Zimmer, welche einen Hofraum umschlossen, war also ganz in der bekannten römischen Anordnung ausgeführt. Man erkennt Küche, Stall, Spuren der Wasserleitung u. dgl. Es fanden sich bei der Aufräumung eine Menge Dachziegel, sowie zahlreiche Scherben irdener Gefässe; auf einigen Ueberresten sind Jagdscenen in Basrelief zu erkennen. Dass die Bewohner dieser römischen Villa nicht gerade schlecht gelebt haben, geht aus einer Anzahl von grossen Amphoren (Weinkrügen) hervor, welche in Verbindung mit den vorgefundenen Austernschalen hierauf schliessen lassen. Es wurden ferner kupferne und eiserne Geräthe zu Tage gefördert, dann Thierknochen, Geweihe von Hirschen, Rehen u. s. w., Glasstückchen, 100 römische Münzen, zwei von Silber, die übrigen von Erz; leider fand sich ein Theil derselben bei der durch Feuer zerstörten Villa zusammengeschmolzen, jedoch liess sich feststellen, dass diese Münzen einen Zeitraum von 200 Jahren umfassen, etwa von 150—350 n. Cbr. In der Octoberversammlung des Vereins für Erdkunde hierselbst hielt Herr Dr. Uibeleisen über die Ausgrabungen bei Bettingen einen Vortrag, dem wir die vorstehenden Angaben entnommen haben. Herr Kreis-Ingenieur Böhm in Forbach, der die Arbeiten leitet, wird ausführlich darüber berichten. (Kölnische Zeitung.)

8. Neuss. Schon wieder können wir von einem Funde berichten, der in wissenschaftlichen Kreisen grosses Interesse erregen wird. Diesmal handelt es sich um Ueberreste von Mauerwerken, von denen wir beweisen können, dass sie von einer fränkischen Warte herrühren. Dieser letztere Umstand ist von besonderer wissenschaftlicher Bedeutung; denn wenn man früher auch schon ähnliche Funde gemacht hat, so ist man doch bisher fast nie zu genauern Untersuchungen geschritten, sondern hat gewöhnlich auf Reste von römischen Bauwerken geschlossen. Den ersten anregenden Schritt zu einem eingehenden Forschen auf diesem Gebiete der Alterthumskunde verdanken wir dem Scharfsinn des Herrn Prof. Schneider. Letzterer hat nämlich in den „Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden“, Heft XXXIII nachgewiesen, dass die bedeutenden Mauerreste beim Hause Bürgel im Landkreis Düsseldorf, welche lange Zeit für die Ueberreste eines römischen Kastells gehalten wurden, nicht römischen Ursprungs sind, sondern einem fränkischen Castrum angehören, das man auf den Trümmern eines Römerkastells gegründet hatte. — Auch sprach derselbe Forscher in einem frühern Berichte an die „Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunstdenkmäler in Berlin“ über die Mauerreste bei Engers sich dahin aus, dass diese nicht römisch sein könnten, für welche Behauptung Herr Ingenieur Oberst von Cohausen später in den oben erwähnten Jahrbüchern, Heft 57 und 58 den Beweis geliefert hat. Betrachten wir unsern Fund etwas näher. Es war vor Kurzem, als man auf der höchsten Stelle des Höhenzuges bei dem Dorfe Gohr, Kreis Neuss, auf Mauerwerk stiess,

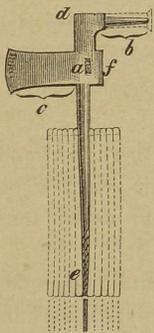
welches einer streng wissenschaftlichen Untersuchung unterworfen wurde. Die Fundstelle liegt in der Nähe einer Römerstrasse und gegenüber jener Stelle des Gohr-Straberger Broiches, wo vor einiger Zeit ein Nymphenheiligthum der Römer entdeckt wurde, welches in einer Miscelle des Heftes LVIII der „Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande“ besprochen ist. In einer Tiefe von 30 cm fand sich das Fundament zu einem Baue von 28 m Länge und 4,5 m Breite vor, welches nach Osten hin eine halbkreisförmige Ausbiegung zeigte; letztere rührt höchst wahrscheinlich von einem vorspringenden Thurm her. Die Mauern haben eine Breite von 66 cm und sind aus behauenen Tuff- und Liedberger Sandsteinquadern, aus schweren Basaltsäulen sowie aus Bruchstücken von diesen Steinsorten, dicken Kieselsteinen und Stücken römischen Gussmauerwerks mit Mörtel verbunden äusserst roh aufgebaut. Die meisten Bausteine sind augenscheinlich römischen Gebäuden entnommen; dies beweist nicht nur der Charakter der behauenen Steine und erwähntes Gussmauerwerk, sondern auch und zwar ganz besonders ein äusserst sauber gemeisseltes Profil, welches dem einer umgekehrten attischen Basis gleicht. Der zum Vermauern benutzte Mörtel ist nicht römisch. Das deutet auf einen nicht römischen Ursprung des Gebäudes, zu welcher Annahme ferner der in technischer Hinsicht äusserst rohe Aufbau des Mauerwerks berechtigt. Auch fanden wir innerhalb der Mauern eine sogenannte Brandschicht, welche ausser verkohltem Holze und Knochenresten eine Menge Bruchstücke von rothen Ziegelplatten enthält, welche der römischen in der Farbe zwar gleichkommen, an Güte jedoch nachstehen. In dem westlichen Theile der Fundamente an einer Stelle, welche den Eingang vermuthen lässt, stiessen wir auf einen Block aus Liedberger Sandstein, der eine Höhe von 49 cm und einen Umfang von 1,60 m hat; dieser Block zeigt verschiedene Flächen und Einschnitte, welche darauf hinzudeuten scheinen, dass dieser Stein zum Schärfen der Schneidinstrumente verwendet wurde. In und unter der Brandschicht lagen Gefässscherben aus fest gebranntem Thon, von denen einige als Verzierung eingepresste Punkte zeigen. Diese Gefässscherben sind fränkisch; sie gehören etwa dem siebenten bis neunten Jahrhundert unserer Zeitrechnung an. — Offenbar geht aus dieser Beschreibung klar hervor, dass wir es hier mit einem fränkischen Bauwerke, sehr wahrscheinlich mit einer fränkischen Warte zu thun haben. Auf letztere deutet sowohl die günstige Lage des Ortes, der einen guten Ueberblick auf die ganze Umgebung gestattet, als auch der vorspringende Thurm u. s. w. Die Zerstörung der Warte würde, nach den Gefässscherben zu schliessen, in das neunte Jahrhundert zu setzen sein, eine Zeit, in welcher bekanntlich Normannen unter den Häuptlingen Gottfried und Siegfried verwüstend in unsere Gegend einfielen und weithin über Ripuarien Alles verheerten, bei welcher Gelegenheit u. A. Köln, Bonn, Zülpich und Neuss in Asche gelegt wurden.

C. Koenen. (Neusser Zeit. 1877 No. 24.)

9. Rheinpfalz. Archäologisches. (Forts. von Heft LXVI S. 161 ff.)

8. Im Besitze des Herrn Notars Möllinger zu Rheinzabern befindet sich eine Reihe werthvoller und echter Antikaglien von Rheinzabern, darunter viele Töpferstempel und Urnen, dann seltene Kleinbronzen, als Fibeln, Zangen, Schlüssel, Priapen, Medaillons, Nadel u. s. w. und mehrere Eisengegenstände, worunter Lanzenspitzen, Messer u. dgl. Ein singuläres Object scheint dem V. ein eisernes, wenig oxydirtes Beil mit Spitze und Handhabe zu sein. Die Vermuthung Möllinger's, dasselbe sei das Eisenwerk zu einem Liktorenbündel, scheint nicht unbegründet zu sein. Zwischen dem eigentlichen Beil und dem Kopf auf dem Körper der Spitze befindet sich der Stempel auf der Zeichnung *a*

SAC · DIS



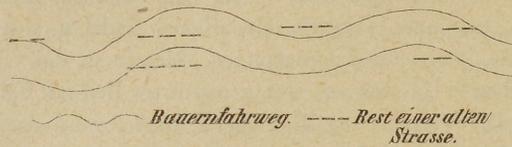
Das spitze Beil ist unten mit Windungen, die zum Theil verrostet sind, versehen. Die Länge des Griffes *b* beträgt 8,5 cm, die des Beiltheiles *c* 11,5 cm, die des ganzen Artefaktes von *d* bis *e* 37 cm, die durchschnittliche Dicke des Eisens beträgt [so bei *f*] 1 cm. Die Strichelchen deuten die Rekonstruktion des Fascis an; das Bündel könnte recht gut aus einer Imitation in Holz der Ruthengerte bestehen. Lindenschmit hält dies Instrument für eine Art Universalwerkzeug zum Hämmern, Bohren, Klopfen und Winden.

9. In Speyer fanden sich jüngst am Gässelspfad zwei Steinsärge mit menschlichen Ueberresten und verschiedenen, offenbar aus der Römerperiode stammenden Gefäßen. Details fehlen noch von diesem Funde.

10. Auch der Verfolgung noch unerforschter römischer Strassenzüge wandte auf pfälzischem Boden der Verfasser seine möglichste Aufmerksamkeit zu. An vielen Stellen sind die Spuren derselben deshalb undeutlich, weil in und auf ihnen jetzige Feld- oder Vicinalwege laufen. Das Princip der Anlage der römischen Strassenzüge: möglichst kurzer Lauf, möglichst sichere technische Basis, möglichst Vermeidung schwieriger Thalpassagen hat ja noch für die Jetztzeit manche Lichtseiten.

Bei Kusel im Glangebiete soll nach der Schrift „die bayerische Pfalz unter den Römern“ S. 62 von der Burg Lichtenberg an der bayerischen Grenze ein Strassenzug nach Ulmet und weiter in der Richtung nach Kreuznach ziehen. Allein auf der Höhe hinter der Burg zwischen Käsborn und dem Mayweilerhof läuft nur ein an vielen Stellen ausgefahrener Feldweg. Andeutungspunkte dafür, dass hier auf der Scheide des Höhenzuges einst eine ältere, römische Strasse zog, geben einzelne gesetzte Steine, die in schnurgerader Richtung sich verfolgen liessen, während die Bauernfuhren

bald links, bald rechts in den Boden ihre Spuren gepresst hatten. Der dadurch erhaltene Weg hat 3 m Breite und führt immer auf der wasserfreien Höhe direkt von Burg Lichtenberg nach dem Glanthale.



Auch auf dem Gebiete der prähistorischen Archäologie ward in der Pfalz letzter Jahre vieles gethan.

Zu nennen sind hier in erster Linie die Ausgrabungen auf dem Hügelgräberfelde, das vom Stumpfwalde südlich der Eis über Alsenborn und Otterberg nach Ramstein bis an den Ursprung des Glan zieht. Als Hauptresultate der bisherigen, an zwei Punkten besonders betriebenen, Forschung, im Stumpfwalde¹⁾ und bei Enkenbach (n.-ö. von Kaiserslautern) kann man bezeichnen:

11. Im Stumpfwalde sind zwei Arten von Hügelgräbern vorhanden: a. solche, die aus Sand mit eingestreuten Steinen bestehen, und sichtlich aussen mit einem Steinkranz umgeben waren, b. solche, deren Inneres mit einem compacten Steinmantel zusammengesetzt sind.

Die Leichen sind in ersteren verbrannt und unverbrannt beigesetzt, in letzteren nur unverbrannt. Im Allgemeinen sind wenig Skelettreste vorhanden und nur dann erhalten, wenn umschliessende Bronze-Ringe oder Gürtelbeschläge die Knochen mit Metallsubstanz imprägnirt haben. Die Funde in den Sandhügeln (sub. a) bestehen aus Gefässen feinerer Art mit eingepprägten Stempeln und solchen aus roher Form; beide Arten zeigen noch keine Töpferscheibe. Dabei liegen aus Bronze Fibeln, Ringe für Hals und Armknöchel; in einem Hügel lag nichts als ein eisernes Schwert mit dem bronzenen Heftknopf für den verschwundenen Holzgriff.

Die Aufdeckung der Steinhügel (sub b) macht mehr Schwierigkeiten wegen der schweren und ineinandergekeilten Decke. Sie haben einen Umfang von 60—100 m, während jene einen solchen von 30—42 m besitzen. In diesen westlich gelegenen, umfangreichen Steinhügeln finden sich Reste mehrerer nebeneinanderliegender Skelette. Die Beigaben bestehen aus rohen Thongeschirren, dann aus rohgegossenen Halsringen, ferner aus Ohringen mit einfachem Schlusse.

Besonders merkwürdig sind Gürtelbeschläge aus Bronzen, welche als Verzierung eingeschlagene Punkte und desgleichen Kreise mit Punkten

1) Die Ausgrabungen am Stumpfwalde leitete 1877—1878 der Verfasser; die Gegenstände sind im Museum zu Speyer aufgestellt.

aufzeigen (vgl. Mittheilungen des historischen Vereins der Pfalz VII Taf. III. a und Lindenschmit: Alterth. u. h. V. II. B. 2. H. III. Taf. N. 1 u. 2.)

Diese Ornamentation erinnert auffallend an die am sogenannten „goldenen Hut“ an Schifferstadt, sowie von die auf den goldenen Bändern, Ringen, welche in Württemberg in den Grabhügeln bei Hunderingen gemacht wurden (vgl. „die Alterthümer in Württemberg“ von E. v. Paulus S. 122“; der Verfasser studirte und verglich diesen Fund bei seiner Anwesenheit in Stuttgart, Weihnachten 1878). Ferner verdienen die besondere Aufmerksamkeit der Archäologen die daselbst gefundenen Reste von Lederpanzern, welche mit Bronzehäckchen bestickt sind. Aehnliche Lederpanzer, aber mit Bronzeperlen gestickt, fand August Hartmann in Grabhügeln von Oberbayern bei Fürstenfeldbruck. Beide Arten, Bronzehäckchen und Bronzeperlen, kennt Lindenschmit aus anderen rheinischen Grabhügeln (nach mündlicher Mittheilung an den Verfasser).

Die erwähnten Perlen sind abgebildet im „Archiv für die Geschichte Oberbayerns“ 36. B., und rühren her von den Grabhügeln zu Esting und Geiselbullach. Die pfälzischen Lederpanzer sind abgebildet in den „Mittheilungen d. histor. Ver. d. Pfalz“ VII, Taf. III b, c, d. Bei Lindenschmit findet d. V. keine abgebildet.

12. Im Gemeindewald von Neukirchen, im „Schwarzkehr“ liegen zu beiden Seiten der Strasse von Kaiserslautern nach Enkenbach an 20 Grabhügel, von denen die mittelgrossen 42 m, der grösste aber 90 m Umfang hat. Sie sind am Rande wie 9 a umgeben von einem Steinkranze. Unter einem Steinkern findet sich dieselbe Ausbeute an Ringen, Gürtelbeschlägen von Bronze, Lederpanzerstücken mit Bronzehäckchen, ferner an rohen Geschirren und ausserdem noch Gewebereste. Es ist dieselbe Art von Gräbern wie die westlichen im Stumpfwalde.

Bemerkenswerth erscheint hier, dass man an der Seite eines Grabhügels an einem „uralten Waldwege“ einen Monolith von 1,55 m Höhe und 0,90 m Umfang an der Basis fand. Er ist unten nahezu viereckig, in der Mitte cylindrisch und oben zugespitzt wie ein Zuckerhut. Er fügt sich als *lapis terminalis* ganz gut in der von St. Ingbert bis nach Colgenstein an der Pfrimm reichende Reihe von Grenzsteinen aus vorhistorischer Zeit (vgl. d. V's. „Studien“ III. Abth. S. 15—16).

13. Die Ausgrabungen auf dem Plateau der Limburg bei Dürkheim, welche der Verfasser in den Jahren 1877—1879 in den Sommermonaten mit Unterstützung der deutschen anthropologischen Gesellschaft geleitet hat und die heuer (1880) beendet werden sollen, förderten immer mehr die objective Ueberzeugung, dass die Verfertiger der Thongefässe, Wirtel, Steinartefakte, sowie die Verzehrter der Rinder und Schafe, Hirsche und Schweine identisch sind mit den ersten Bewohnern der Ringmauern,

welche gegenüber am linken Ufer der Isenach sich erhebt; vgl. den Bericht in des V.'s „Studien“ IV. Abth. S. 100—114.

14. Die fortgesetzte Aufdeckung des Plattengräberfeldes auf dem Michelsberge bei Dürkheim (vgl. des V.'s „Studien“ III. Abth. S. 40) lieferte wieder mit Platten umgebene Skelette, öfters zwei in einem Grabe. Von Beigaben finden sich nur kurze eiserne Messer, wie solche auch auf der Ringmauer ausgegraben wurden, ausserdem vereinzelt Schmelzperlen und Thonscherben. Die Schädel zeigen gleichmässigen dolichocephalen Typus. Eine Annäherung dieses Gräberfeldes an den Erbauer der Ringmauer ist nicht abzuweisen. Kein Fund hier und dort widerspricht sich gegenseitig. Zu einem definitiven Spruche ist das Endergebniss der Aufdeckung abzuwarten.

15.¹⁾ Zu Pfeffingen in einer ausgegangenen Pfarrkirche am Fusse des Hartgebirges, $\frac{1}{4}$ Stunde nordöstlich von Dürkheim, fanden sich beim Abbruch der Kirche 1827 drei römische Inschriftensteine, welche nach des Historikers J. S. Lehmann's Nachlass also lauten:

a.

SEXTINVS. D ^L

b.

VICTORIA. ESD

c.

ROMVLVS

Von den Steinen selbst konnte weder in der Villa Fitz, die jetzt noch an der Stelle von Pfeffingen steht, noch in der Umgebung eine Spur aufgefunden werden. Sie scheinen zerschlagen worden zu sein.

16. Oberhalb desselben Ortes entdeckte man 1876 und Winter 1880 am südöstlichen Abhange des weinberühmten Michelsberges ein ausge dehntes Reihengräberfeld. Die meisten Leichen lagen von Nordwesten nach Südosten in Plattengräbern, die aus 6—8 Steinsandplatten bestanden (vgl. oben Nr. 14) und zwar waren die Skelette gebettet auf Brettern, von denen sich noch deutliche Reste fanden. Die Beigaben waren im Allgemeinen spärlich; bei manchen lagen eiserne, gerade Messerchen von 10—12 cm Länge. Nur ein Grab hatte bessere Beigaben und zwar: einen eisernen Schnallenkopf mit Bronzeüberzug, kleine Riemenbeschläge aus Bronze, Ueberreste einer bronzernen Bulla, das eiserne Messerchen, Partikeln von Schmelzperlen. Ausserdem lagen in diesem Frauengrab Scherben zweierlei Art; die erste gelb von Farbe, auf

1) Von Nr. 15 an enthalten die Miscellen den Bericht des Verfassers über archaologische Funde in der Pfalz vom Januar 1879 bis April 1880.

der Drehscheibe verfertigt, die letztere schwarz und ohne Drehscheibe fabri- zirt. Bei einem Skelett befand sich vereinzelt das Fragment einer eisernen Lanze in einer Länge von 12 cm in stark reducirtem Zustande. Zwischen zwei Plattengräbern entdeckte man eine deutliche Ustrine mit fettiger Erde und Topfresten, wahrscheinlich von Todtenmahlzeiten (dadsisas) her- rührend. Beerdigt waren hier alle Geschlechter und Alter; die Grösse der Skelette war ziemlich normal; eines der grössten mass 175 cm Länge, Oberschenkel 50 cm, Unterschenkel 40 cm. Die Schädel sind meist doli- chocephal mit der bekannten pyramidalen Entwicklung des Hinterhauptes. Bei vielen Schädeln war auffallend die Dicke der Knochen — $\frac{3}{4}$ —1 cm —, die zurückfliehende Stirn und die starke Entwicklung der Supercilien, während andere dünnere, elegantere Knochenwandung und eine besser ent- wickelte Stirnbildung aufwiesen. — In den dreissiger Jahren hatte man bei Anlage der Strasse, die jetzt Peffingen und den Michelsberg trennt, steinerne Särge mit goldenen Kronen, Schmuck und Edelsteinen aufgedeckt. Wohin diese kamen, ist uns unbekannt. — Das Ganze scheint den Fried- hof zum Orte Peffingen gebildet zu haben, in dem sich ein fränkisches Kastell befand und das mit andern nahen Gemeinden eine eigene Grafschaft bildete. Erwähnt wird der Ort urkundlich in einer Schenkungsurkunde Kaiser Otto des II. vom Jahre 991 als Peffingen; in einer anderen älteren Schenkungsurkunde heisst er Peffinga (vgl. Zeuss: traditiones possessiones- que Wizenburgenses p. 311 u. p. 296; ausserdem M. Frey: Beschreibung des bayr. Rheinkreises II. Th. S. 498—504).

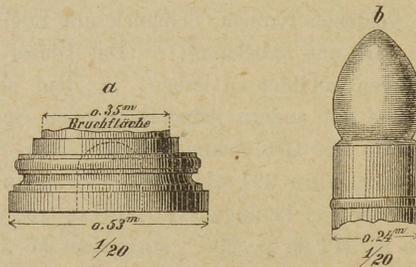
17. Zu Erfweiler, einem Pfarrdorfe auf der Höhe zwischen Blies- kastel und Saargemünd wurden schon früher in einem Thalwinkel, wo der „Winkelbach“ entspringt, Gewölbebauten aus römischer Zeit blosgelagt. Vor etwa einem Jahre grub der Besitzer einen unterhalb dieser Stelle ge- legenen Erdhügel ab und fand dabei römische Platt- und Hohlziegel mit verkohlten Holzresten und Menschenschädeln. Im Herbst 1879 setzte er diese Arbeiten fort und traf auf ein unterirdisches Gemach, in dem sich 14 römische Münzen, eine steinerne Mörserkeule, Reste von eisernen Sporen und Bügeln vorfanden. Die sachgemässe Aufgrabung durch den Geistlichen des Ortes, Pfarrer Rütter, ergab ein Vestibulum und liess in dem bloss- gelegten Conclave ein Badezimmer erkennen. Die Münzen gehören der Zeit von 254—276 n. Chr. an und bestehen aus Bronze. Sämmtliche sind mit scharfer Prägung wohl erhalten und können dem Verkehre nicht lange aus- gesetzt gewesen sein. Die Bewohner der Villa oder der Station — eine Römerstrasse lief von Reinheim an der Blies über die Höhe bei Erfweiler — müssen demnach Ende des 3. Jahrhunderts in dem zusammengebrannten Gebäude verunglückt sein (vgl. Pfälz. Kurier 1879. N. 279, Aufsatz von Stabsarzt Moser zu Zweibrücken).

18. In Bliesbrücken, nahe der Grenze zwischen Pfalz und Elsass-

Lothringen, fand Herr Sektionsingenieur Göhring zwei römische Monumentfragmente, deren erstes zur Bergung verbrannter Knochenreste benützt war.

a. Säulenfuss aus rothem grobkörnigem Sandstein, 35 cm unterer Schaftdurchmesser. Der Säulenfuss lag verkehrt mit der Bruchfläche nach unten, ca. 1,50 m unter dem Boden. Derselbe ist ausgehöhlt und war mit verbrannten Knochenresten und Scherben, die ebenfalls dem Feuer ausgesetzt waren, angefüllt. Die Knochen sind vollständig calcinirt. Gefunden im Bahnhof Bliesbrücken.

b. Kopf einer Steinsäule, vielleicht eines Meilensteines, aus rothem Sandstein von 24 cm Durchmesser. Gefunden zwischen Reinheim und Bliesbrücken (vgl. oben N. 17) ca. 500 Schritte südlich von der Landesgrenze und 30 m östlich der Staatsstrasse.



19. Auf einem Acker des Websweiler Hofes am Südabhange des Höcherlager nördlich von Homburg in der Pfalz, entdeckte der Gutspächter Hauter beim Pflügen einen viereckig ausgehöhlten Sandsteinwürfel, der mit einer Platte geschlossen war. Darin befanden sich ausser Knochen- und Scherbenresten Fragmente von Glasgefässen und zwei viereckige, silberne Bronzefibeln mit blauem Email. Die Form derselben scheint eine spätere zu sein, worauf die Anwendung von Email und der Einsatz von Perlen, sowie das Laufen der Nadel in Charnieren deutet.

Auf dem Fundacker traf man schon früher römische Gefässe an. 800 Schritte davon deckte der Hofbesitzer vor mehreren Jahren Reste einer römischen Villa mit Hypokaustum auf. Die Gegenstände besitzt Herr von Lillier zu Karlsruhe.

20. Wir bemerken hier, dass die Bergung der verbrannten Knochenreste in ausgehöhlten Sandsteinquadern überhaupt als typisch für die Inhumation des 2. und 3. Jahrhunderts n. Chr. in der Pfalz gelten kann. Dieselbe Erscheinung haben wir zu Eisenberg, wo östlich des Ortes unmittelbar an der Bahnlinie eine Reihe solcher Steintröge mit vielen Gefässen, Gläsern und vereinzelt Münzen gefunden wurde, welche dem

2. Jahrhundert n. Chr. angehören (vgl. d. V.'s „Studien“ III. Abth. S. 25—30).

21. Zu Kindenheim nordöstlich von Eisenberg standen drei Gefässe und ein Glasbecher nebst einer Bronzefibel in einem von sechs Steinplatten gebildeten würfelförmigen Raume, der vielfach die Steintröge vertritt.

22. Auch ohne Steintrog und Steinkiste sind in der römischen Periode die Aschenurnen mehrfach dem Boden eingesetzt worden, so im Pfrimmthale zu Niefernheim, dem römisch-gallischen Nivora. Am südlichen Berghange in der Gemeinde „Heidenkirchhof“ neben der westlich liegenden „im Taubenhause“ (columbarium?) fand Herr Gutsbesitzer Golsen $\frac{1}{2}$ m tief im Boden einfache Steinplatten, unter denen Urnen und Gläser mit Knochen und Asche sich befanden. Die Urnen und Krüglein haben die gewöhnliche Façon der römischen Periode.

23. Bei Hagenbach am Rhein zwischen Lauterburg und Germersheim und zwar $\frac{1}{4}$ Stunde südlich vom Orte und in gleicher Entfernung von der in nord-südlicher Richtung laufenden via militaris, die von Speyer nach Strassburg zog, fanden sich Gewanne „Lager“, mehrere Graburnen mit Knochenresten aus brauner Erde nebst einer Schale aus terra sigillata im Boden. Westlich von Hagenbach am Hochufer unmittelbar an der Römerstrasse entdeckte man vor mehreren Jahren mehrere „ziegelsteinerne Särge“ db. wohl Grabstellen, die aus Ziegeln, wie sehr häufig am Rhein, zusammengestellt waren. Etwas weiter nach Norden von dieser Stelle am Heilbach liegen mehrere Tumuli, die man als Römergräber ansieht und wahrscheinlich mit den Hügelgräbern im nahen Bienwalde zusammenhängen werden (vgl. d. V.'s „Studien“ III. Abth. S. 57—58). Von auffallenden Gewannennamen in der Umgebung Hagenbach's sind mitzuthellen: „Römerstrasse“; „grosser und kleiner Brand“; „Steinallee“; „Weg zum grossen und kleinen Brand“; „Styxwörth“; „Lager“.

24. Von fränkischen Reihengräbern wurden ausser dem unter Nr. 16 am Michelsberge erwähnten in den letzten zwei Jahren mehrere in der Pfalz aufgedeckt. So zu Eisenberg Gewanne „an der Rust“ und „am heiligen Haus“ Spuren eines solchen, bestehend in einer Urne, auf deren Rand ein Bronzering von 7,5 cm Durchmesser auflag, und in der Innlag ein versilbertes Beschläg. Ein anderes Grab an der Nordseite des Ortes war im blossen Sand eingelassen; das Skelett hatte als Beigabe eine Urne nebst einem Bronzering. — Leider legte man wenig Werth auf diese Sachen von Seiten der Einwohner, und sind deshalb die Notizen spärlich.

25. Ein anderes Reihengräberfeld ward April 1880 und vorher zu Königsbach am Rande des Hartgebirges aufgedeckt. Es ergab sich eine Reihe von Skeletten in parallelen Steinsärgen mit spätrömischer Thonwaare. Näheres unbekannt.

26. Ein reicheres Grabfeld entdeckte Frühjahr 1876 der Verfasser

bei Knöringen nördlich von Landau am Heimbache. Der Verfasser lässt seinen Bericht aus der „Beilage zur Allgem. Zeitung“ 1879. Nr. 134 folgen:

„Die Gräber von Knöringen bei Landau in der Pfalz.“ Angelockt durch eine Notiz im „Landauer Anz.“, welche von dem Funde von Gräbern sprach, die natürlich aus dem Schwedenkriege herrührten, und worin haarklar noch der Steinsarg eines schwedischen Officiers angegeben war, begab ich mich nach Knöringen am Heimbach, um den Wunder-Fund selbst in Sicht zu nehmen. Vielleicht am Ende gar, dass noch die Regimentsnummer der „Tiefenbacher“ oder „Gotländer“ aufzuspüren war, welche die todtten Kaiserlichen oder Schweden legitimirte. Am Ende gar einer von Torstenson's Begleitern, die hier wohl oder übel liegen geblieben waren.

Allein als man der Sache näher rückte, sah man sich in seinen schwedischen Erwartungen höchlichst getäuscht. Beim Ausgraben eines Kellers, unmittelbar westlich des Bahnkörpers am nördlichen Ufer des Heimbaches, hundert Schritte vom Dörfchen Knöringen, das zwischen Neustadt a. d. H. und Landau unter Blüthen versteckt ruht, war man tief im Lehm auf „alte Knochen“ gestossen. Auf einem Raume von ungefähr 65 Quadratmetern, in einer Tiefe von 1,70 Meter, also gerade 6 Fuss, hatte man vier Skelette angetroffen. Zwei lagen in paralleler Richtung von Südwest nach Nordost mit dem Gesichte der Sonne zu. Das dritte hatte eine hockende Stellung eingenommen. In der Nähe der drei Reste von Menschen lagen zwei Hundsköpfe. Bei den zwei ersten Skeletten lag je ein Eisenmesser, von denen eins vollständig, das andere in Fragmenten erhalten ist. Das vollständige Messer hat eine Länge von 22 Centimeter und eine Breite von 2 Centimeter. Am Obertheil ist ein Ring angebracht, mittelst dessen dieses „Heckelmesser“, wie es die Allgäuer Alemannen noch heute nennen und gebrauchen, an einem Riemen am Gürtel getragen werden konnte. Vom zweiten ähnlichen Messer ist nur die 3,8 Centimeter lange Spitze erhalten. Bei dem hockenden Skelett war ausser einem kleinen 7 Centimeter langen Taschenmesserchen aus Eisen eine Schnur von rothen Thonperlen, sowie Berloquen von Thierzähnen (nach Kreisthierarzt Gross zu Speyer vom *canis lupus*) befindlich. Die hockende Stellung, die Beigaben sowie die zartgebauten Schädelreste dolichocephalen Charakters (Nr. 24 der anthropologischen Sammlung der Pollichia) deuten auf das zarte, schmuckliebende Geschlecht hin. Es ist eine Frau, die hier im Thon gebettet, die „kreisende“ Stellung nachahmt; analoge Funde auf deutschem Boden bestätigen diese fast als Thatsache aussprechbare Ansicht. Hundeschädel werden auch sonst in Gräbern der Art gefunden, so zu Alsheim in Rhein-Hessen, zu Gersheim an der Blies u. a. O.

Westlich von dem Lagerplatze dieser drei Skelette schauten aus einem Loch im Lehm die Fussknöchel eines vierten Skeletts anlockend heraus. Nach eifriger längerer Grabung brachte man mit Hilfe der knochenlüsternen Ortseinwohner das ganze Skelett nebst den Beigaben an das Tageslicht der Knöringer Sonne.

Es hatte eine Ausdehnung von reichlich 1,80 Meter; ein Schenkelröhrenknochen misst 39 Centimeter, ein Armröhrenknochen 34 Centimeter Länge. Nach diesen Dimensionen zu schliessen, war der Krieger — das ist er nach den Beigaben gewesen — von nicht unbedeutenden Körperdimensionen, ca. $6\frac{1}{3}$ Fuss hoch. Der Schädel ist vollständig erhalten; er zeigt sich als oval, gut gerundet ohne Vorsprünge und Einsenkungen. Er hat kein vorspringendes Occiput, wie die specifisch fränkischen Schädel von Selzen und Wiesbaden, Alsheim und Monsheim, sondern eine in der Ellipse verlaufende Durchschnittslinie. Die Länge des Schädeldaches beträgt 22,5 Centimeter, die Breite 13,7, die Höhe 14,0; der Längenbreiten-Index beträgt darnach 60,9, der Längenhöhen-Index 62,2; demnach ein langer, mässig hoher Dolichocephale, der vor uns im Lehme liegt (Nr. 23 der anthropologischen Sammlung der Pollichia).

Die Beigaben dieses ziemlich genau von Westen nach Osten gelagerten, 1,70 Meter tief unter der Oberfläche horizontal liegenden Skeletts bestehen: in einem 54 Centimeter langen einschneidigen Schwert aus Eisen. Die 15 Centimeter lange, sich schwach verjüngende Griffzunge zeigt Spuren eines Holzgriffes. Es ist ein gut erhaltenes Exemplar des fränkisch-alemannischen *seramasahsus*, der Waffe, die das Halblatein des Frühmittelalters *semispatha* nannte. In den altdeutschen Heldenliedern wird dieser *Sahs* (daher der Name der *Sahsen* = *Sachsen* = *Saxōnes*) als ein „grimmes Waffens“ gefeiert.

Im *Beowulf* heisst die Waffe *breitsahs*, und Vers 1555 heisst es von ihm: „den *sahs* sie nahm, den braunen knief, die breite klinge.“

Lag der *Sahs* zur Rechten der Leiche, so das folgende Lanzeneisen zur Linken mit der Spitze den Füssen zu. Es ist eine 44 Centimeter lange, nur 2,1 Centimeter an der breitesten Stelle breite und ziemlich dünne Speerspitze; die Tülle nimmt 15 Centimeter ein. Auf beiden Seiten hat dieser *Gér* einen scharf ausgeprägten Rücken. Vielleicht gar die „*frama*“ des *Tacitus*! *Heureka*?

Ganz identische Lanzenklingen sind aus den alemannischen Reihen-gräbern von Fronstetten und Constanz bekannt (vgl. *Lindenschmit*: die vaterländischen Alterthümer der *Sigmaringer Sammlung Taf. IV Nr. 2 und 10, Taf. XXXII Nr. 14*). Auch das Museum zu Speyer beherbergt einige dieser leichteren Wurflanzeln, die sich alle vom *Angon* scharf unterscheiden. Die dritte Beigabe besteht in einem starken, an der Spitze mit dem Rücken eingebogenen, einschneidigen Messer; Länge des Ganzen 34 Centimeter, der

Griffzunge 14,5 Centimeter, Breite der Klinge 3,3 Centimeter. Man wird nicht irren, dieses Messer den cultelli des salischen Gesetzes zuzurechnen, es der Art zuzuschreiben, mit deren Exemplaren sich Wolfdietrich im „Werfen“ übte und die Fischart in der Gargantua als „Scharsachs“ zu den veralteten Waffenarten zählt. Mit festem Horngriffe war es, flach in der Hand liegend, ein vortreffliches Wurfmesser, und mancher Gegner mag unter seinem Stoss das Leben ausgehaucht haben. Ein vierter Fund, nach der Beschreibung eine ziemlich breite, kupferne oder bronzene Schnalle, war vor der officiellen Ausgrabung schon verloren gegangen.

Der Werth dieser an und für sich geringen Ausbeute an Schädeln und Waffen, Hausrath und Schmuck ist für die Archäologie nicht gering anzuschlagen. Es kann nach der Art der Gegenstände und nach mehreren Aussagen der Bewohner über Plattengräber, die man nahebei vor einem Jahre ausgrub, keinem archäologischen Zweifel unterworfen sein, dass diese Gräber zur Art der fränkisch-alemannischen gehören, welche nach Lindenschmit's und Ecker's Untersuchungen im ganzen Rheingebiete von Basel bis Köln vorkommen. Allein auf dem linken Rheinufer war bis jetzt keine Verbindung zwischen den fränkisch-alemannischen Reihengräbern im Norden, die bis Speyer reichten, und denen im Elsass, die bei Zabern beginnen, hergestellt. Dieser Fund von Knöringen, $\frac{3}{4}$ Stunden nördlich von Landau, bildet eines der wichtigsten Mittelglieder — oder vielmehr das wichtigste — zwischen den Reihengräbern von Speyer und Neuhofen in der Pfalz und denen von Diemeringen und Hochfelden im Elsass (vgl. d. V.'s. Studien IV. Abth. S. 60—61). Nach der besondern einfachen Art der Bestattung auf Brettern, deren Reste in der helleren Lage des Lehmes erkennbar waren, nach der hockenden Stellung der Frau, der Form der Lanze, die mit dem nördlicher vorkommenden Angon nicht übereinstimmt, möchte man versucht sein, diesen Gräbern einen specifisch alemannischen Charakter zuzuschreiben. Jedenfalls den alten Herrn Lindenschmit in Mainz wird dieses neue Grabfeld freuen!

Die specielle Zeit zu bestimmen, hat seine Schwierigkeiten, doch gehört der Fund eher einem kriegerischen und ziemlich rohen Zeitalter an, als einem schon cultivirteren. Man wird von der Wahrheit nicht viel abirren, wenn man den Fund in das Zeitalter der Zülpicher Schlacht, Ende des 5. Jahrhunderts n. Chr., setzt. Der Ort Knöringen soll sich früher nach localen Traditionen bis an das Grabfeld heran erstreckt haben. Die Ortsendung -ingen deutet gleichfalls auf alemannische Gründer. Im Codex Laureshamensis erscheint im Speyer-Gau im 7. Jahre des Königs Karl eine Snoringer Marca. Darnach würde der Ort beglaubigt in das 8. Jahrhundert hinaufreichen (vgl. Acta acad. Theod. Palat. III, 252).

Froh der unschwedischen Fünde, deren Inhaber aber doch in Ursprung und Art an ihre Nordbrüder stark erinnern, machte sich der

Heber dieses Schatzes mit den alten Knochen und dem alten Eisen auf zur Gegenleistung neue „Knochen“ von Knöringen, d. h. neuen Wein auf das Wohl der alten und jungen Alemannen vom Orte Knöringen zu untersuchen. Auch der Befund — probatum est.

27. Das Grabhügelfeld bei Ramsen¹⁾. Das Grabhügelfeld liegt auf einem stark bewaldeten Höhenzug auf dem südlichen Ufer des Flüsschens Isa oder Eis, welches sich bei Worms in den Rhein ergiesst. Nordöstlich vom Grabhügelfeld liegt der Ort Ramsen. Ueber den Schorlenberg westlich von Ramsen zog sich an Kaiserslautern, dem Brennpunkte der Strassen im Hartgebirge eine Römerstrasse, welche sich am genannten Berge theilte und mit dem einen Zweig längs der Eis über Ramsen und Eisenberg nach Worms, mit dem andern über Neuleinigen und längs dem Eckbache (vgl. „die Pfalz unter den Römern“ S. 59 und Karte) dasselbe Ziel erreichte. Längs dieses nördlichen Strassenzuges befinden sich nun südwestlich von Ramsen, eingeschlossen von zwei Quellenbächen der Eis, die sich bei Ramsen einen, die Grabhügel, bedeckt mit theilweise mächtigen Buchenstämmen. Durch eine aus Wattenheim nach Ramsen laufende alte Strasse, jetzt Vicinalweg, werden sie in zwei natürliche Abtheilungen zerlegt. Aber diese natürliche Abtheilung der Hügelgrube deckt sich, wie Schürfungen und Nachgrabungen deutlich bewiesen, mit der Art und Weise der Hügelconstruction. Die Hügel westlich der Strasse, also mehr im Innern des Stumpfwald genannten Forstes haben einen Umfang von 50—100m. Die grössten derselben befinden sich am weitesten nach Westen. Sie haben eine Höhe von $1\frac{1}{2}$ —3m und sind gebildet aus mächtigen centnerschweren (der Sandstein ist stark eisenhaltig), in einander gekeilten und deshalb schwer zu entfernenden Blöcken. Die Bäume dazu erschweren die Ausgrabungen wesentlich. Die Hügel wurden im Laufe der Jahre 1877—1878 mit breiten kreuzförmigen Einschnitten geöffnet. Es liess sich noch eine schwache Wölbung nachweisen, unter welcher in dieser Steingräbergruppe die Leichen unverbrannt lagen. Soweit die Reste der Skelette zu erkennen waren, lagen die Skelette und zwar in jedem der zwei vollständig untersuchten Tumuli mehrere mit dem Gesichte nach Osten. Von Metallfunden ergab sich nur Bronze; doch mögen immerhin auch eiserne Gegenstände darin enthalten gewesen sein, welche sich aber, stark der Oxydation ausgesetzt, aufgelöst und mit den stark eisenhaltigen Decksteinen verbunden haben mochten. Die Hauptobjekte bestanden in Bronzeringen und zwar in solchen für den Hals (= torques), die Arme (es fanden sich noch Ringe mit den von Bronze inficirten Ellenbogengelenken), und nach den Dimensionen zu schliessen auch für die Füsse. Die zwei gefundenen Halsringe hatten eigenthümliche horn-

1) Aus dem Correspondenzblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1878; vgl. oben Nr. 11.

artige Schliessen, welche vielleicht für den Kehlkopfkopf berechnet waren. Aehnliche sind d. V. am deutschen Boden nicht bekannt. Die Bronze ist gegossen und trägt zum Theil Verzierungen von doppelten niedrigen Wülsten, welche bandartig die Peripherie der Ringe umgeben. Die Bronzeobjekte zeigen zum Theil schlechten Guss, wie mehrere knopfartige Gussaustritte, abgesehen von den starken Gussnäthen, beweisen. Die Bronze selbst ist schlecht patinirt. Vergleichen wir diese Bronzefunde in Form und Herstellung mit andern aus der Umgebung, so haben sie mit den Bronzeringen von Battenberg, der Dürkheimer Ringmauer, der Limburg, St. Grethen etc. (vergl. das geordnete Material in des Verfassers „Studien“ III. Abth. S. 20—48) gemeinsam die geringe Ornamentation der Objekte (im Gegensatz zu vollendet schönen Bronzen von derselben Gegend, so von Eppstein) oder noch häufiger das vollständige Fehlen derselben, den schlechten Guss der Bronze, die sich in Unregelmässigkeit der peripherischen Gestaltung und Gussaustritten zeigt, endlich die schlechtere Composition des Metalles, welche man an der unedlen Patinabildung bemerkt. Da nun zudem, zwar nicht in Ramsen selbst bis jetzt, wohl aber am ganzen Hange des Hartgebirges von Grünstadt bis Neustadt mehrere Gussformen, eine sogar mit Gusstiegel, sich gefunden haben, so wird man nicht anstehen können, nach Berücksichtigung der gegebenen Momente, der Aehnlichkeit des meist mitgefundenen Töpfergeschirres, der Leitmuschel der Archäologen, sowie der Fundorte dieser Objekte, am Hange des Hartgebirges und auf dem Massive desselben diese Bronzefunde in die gleiche Periode zu versetzen und ihren Guss einer einheimischen, unentwickelten Bronzeindustrie zuzuschreiben. Dies sind für den Verfasser strenge Folgerungen der Fundumstände.

Die Grabhügel der östlichen Gruppe haben nur einen Umfang von 30—42m, dagegen eine Höhe bis zu $3\frac{1}{2}$ m und erscheinen bei diesen Dimensionen bedeutend höher dem Auge, als die der westlichen Abtheilung. Construiert sind diese Hügel, wie schon der Anblick lehrt, sehr einfach aus Sand, der sporadisch mit Steinen gemengt ist, den eine Rasendecke zusammenhält. Die meisten derselben scheint ein peripherischer Steinkranz umgeben zu haben. In dem einen dieser Hügel lag ziemlich in der Mitte nur ein zusammengebogenes eisernes Schwert von $\frac{1}{2}$ m Länge. Das Metall ist verhältnissmässig gut erhalten. Daneben lag ein rundes, durchlöcherteres, an der Peripherie aufgebogenes Metallplättchen von 2,2cm Durchmesser, welches offenbar das Kopfstück des das Schwertende umfassenden Holzgriffes bildete, sonst lag hier nichts hierin. Auch von Württemberg sind solche Kenotaphienhügel mit blossen Eisenschwerte bekannt; vgl. v. Paulus: die Alterthümer in Württemberg, S. 16. Im zweiten Tumulus dieser Hügelgruppe befanden sich nach Westen zwei aus Sandsteinplatten bestehende ca. $\frac{1}{2}$ m hohe Steinkisten. Die Platten waren unbehauen, aber sorgfältig

zu diesem Zwecke herausgewählt. In der ersten Steinkiste stand eine 18 cm hohe, schwach ausgebauchte, im obern Theil doppelt ausgekragte Urne. Dieselbe sorgfältig gerundet und mit Graphit geschwärzt trägt vier längs dem Bauche mit Holzstempeln in regelmässigem Abstände eingesetzte Reihen von Kreisen mit je einem Punkte in der Mitte. Daneben lag eine Bronzefibel, welche unterhalb der Falze für den Nadeldorn in einem Fortsatz ausläuft, der einen Knopf trägt. Dieser Knopf besteht hier aus einer Koralle, in welche eine echte Perle eingelassen ist. Letztere erscheint natürlich verkalkt. Diese charakteristische Fibel schliesst sich eng an an solche aus der Schweiz und aus Grabhügeln in Württemberg, welche nach Lindenschmit keiner einheimischen Industrie, sondern der etruskischen Fabrikation den Ursprung verdanken. Der Handel brachte sie in die Schweiz, nach Württemberg und hieher an den Mittelrhein (vgl. Lindenschmit: *Alterth. uns. heidn. Vorzeit.* II. B. VI. H. 3. Tafel N. 1—4, 7, 10—11; VII. H. 3. Taf. N. 5, 8—10, 11—12, 15 und Beilage zu II. B. VIII, 3). In der zweiten daneben befindlichen Steinkiste lag neben einer roheren Urne ein in der Mitte parabolisch zusammengebogener dünner Bronzering, der nach der gewöhnlichen Ansicht als Schmuck des Fussknöchels diente. Im südlichen und östlichen Theile dieses grössten der Sandhügel (42 m Durchmesser) lagen zerstreut zerbrochene Topfscherben, die wohl einer symbolischen Handlung am Grabe ihre Anwesenheit danken. Reste in den Graburnen deuteten auf Beisetzung der Asche, also hier auf Leichenbrand.

Bei der Aufdeckung eines in der Nähe liegenden Hügels (Herbst 1878) runder Form von 11 m Durchmesser und 1,50 m Höhe fand sich der Sand mit sporadischen Steinbruchstücken vermengt. In Anwesenheit des Herrn Prof. R. Virchow deckte man nach Westen zu erst eine Art Vorkammer aus Steinplatten auf, in welcher Reste roher Urnen sich vorfanden. Weiter der Mitte zu fand sich eine Zusammenstellung von rohen Platten, unter denen von Skeletten ein Theil des Oberarmknochens lag, den ein daran befindlicher Armreif aus Bronze erhalten hatte. Der Armring stark oxydirt zeigt eine Dicke von 0,2 cm und einen Durchmesser von 8 cm. Das dünne Metall zeigt keine Verzierung. Etwas weiter unterhalb dieses Fundes nach Osten zu lag im Sande ein Halsring von Bronze. Derselbe hat eine durchschnittliche Metalldicke von 0,5 cm und einen innern Durchmesser von 13,5 cm. Die Schliesse ist durch zwei hohl gegossene Knöpfe hergestellt, auf deren Aussenseite sich je eine — früher mit Rost überzogene — eingegossene Rosette befindet. Der eingedrückte Knopffortsatz zeigt ebenfalls auf der Aussenseite eingegossene Rosetten. Eine darnach folgende, perlenartige Aufschwellung vermittelt hierauf den Uebergang zum übrigen Körper des ausgezeichnet erhaltenen Torques.

Es schliesst sich dieser Halsring eng an den bei Lindenschmit:

Alterth. uns. heid. Vorz. I. B. VIII. H. V. Taf. N. 4 abgebildeten an. Auch dieser — bei Mainz gefundene — zeigt Verzierungen auf der Aussen-
seite der knopfartigen Schliesse. Die Dimensionen der Dicke im Durch-
messer sind bei beiden Ringen von Mainz und Ramsen dieselben. Abge-
bildet ist der Torques von Ramsen in den „Mittheilungen d. hist. Ver.
der Pfalz“ VII; II. Taf. a.

Die Fundumstände bei diesem Sandhügel deuten auf Leichenbestat-
tung. Es mochte in einer gewissen Uebergangszeit hier später Bestattung
und Leichenbrand zu gleicher Zeit üblich gewesen sein.

Unmittelbar hinter und zwischen der westlichen Tumulusgruppe in
den Waldabtheilungen Langenthal und Langendelle bis zum Klechhofe an
der Landstrasse nach Enkenbach-Kaiserslautern liegt im Walde meist an
den Abhängen der Thalmulden eine andere Art von gewaltigen Hügeln.
Unter fussdickem Moos liegen hier umfangreiche, tumulusartige Schlacken-
haufen. Diese bestehen aus schlecht ausgehütteten Eisenerzen, welche
die geologische Formation der Vogesias als Thoneisenstein (= Eisenoxyd
mit Thon verbunden) einst reichlicher als jetzt enthielt. Auch andere Ge-
genden des Hartgebirges lieferten und liefern bauwürdige Eisenerze, so der
Petronell bei Bergzabern und der Gegend von Schlettenbach und Noth-
weiler (vgl. Bavaria: Pfalz S. 50—51). Während wir es aber dort mit
Erzen zu thun haben, die noch heute verhüttet werden, steht man hier an
Schlackenhaufen, von deren Ablagerung nicht einmal die Sage meldet. Die
Schlackenhaufen, deren Bestandtheile mit Nutzen noch jetzt auszuschmelzen
wären, sind so umfangreich, dass einer davon, jüngst zur Strassenbeschotte-
rung verwandt, 400 Wagenladungen dem Forstreviere Ramsen lieferte.
Haben wir es vielleicht mit den Resten römischer Eisengewinnung
zu thun? Ganz in der Nähe liegt allerdings der Ort Eisenberg mit zahl-
reichen Resten aus der Römerzeit. Auch dort wurde, wie im Orte haus-
hohe Lager von Eisenschlacken neben und mit römischen Gefässscherben
längs der Ufer der Eis gethürmt beweisen, in der Vorzeit das Eisenerz der
Gegend geschmolzen. Allein hier auf dem abgelegenen Bergrücken werden die
Römer kaum ihre Schmelzöfen angelegt haben, da sie es im Thale leichter
thun konnten und wirklich thaten. Es bleibt nur übrig, da in historischer
Zeit die Gegend keine Hochöfen kannte und das Eisenwerk des H. von
Gienanth zu Eisenberg nachweislich dem vorigen Jahrhundert die Ent-
stehung dankt, den Schlackenhaufen wie den Hügelgräbern neben ihnen
vorhistorischen Charakter zu vindiciren. Und für eine rohe Eisenbe-
reitung, welche mit einem Ueberflusse von Holz in mit Thon ausgelegten
Schmelzgruben den Rohstoff schuf, haben wir aus der vorhistorischen Zeit
Analogien aus andern Gegenden. Bekannt sind solche prähistorische Schlacken-
haufen aus der Schweiz und dem Jura (vgl. z. B. Henne-am-Rhyn: allgem.
Kulturgeschichte I. B. S. 38), neuestens hat solche in Steiermark in der

Nähe von Hüttenberg Graf Wurmbrand entdeckt und dort sogar die römischen und vorrömischen einfachen, aber dem Zweck entsprechenden Schmelzöfen aufgefunden (vgl. Bericht über die VIII. Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellsch., München 1877 S. 151—152 und Taf. III. Fig. 19). Die Schlacken von Hüttenberg und Ramsen haben dasselbe Aussehen und dasselbe Gewicht, ein Beweis dafür, dass auch in Ramsen das Eisen mit einem ähnlichen Prozesse gewonnen wurde. Leider hat der Waldbetrieb noch nicht die Gelegenheit gegeben, einen dieser Schlackenhaufen, welche einen Umfang von 90 bis 100 Schritten und eine Höhe von 3—4m haben, in geeigneter Weise umzugraben.

Fragt man weiter, welcher Volksstamm in vorrömischer Zeit hier den Eisengewinn aus dem Brauneisenerz und dem Thoneisenstein betrieb (vgl. die Namen: Eis, Eisenberg, in der Nähe Isenach = Eisenach), der welcher in den Steingravern oder der, welcher unter den Rasen- und Sandhügeln begraben liegt, so wird man nach den bisherigen Funden und Analogien nicht anders antworten können, als der Stamm der Männer, welche das Eisenschwert mit in das Grab erhielten.

Suchen wir endlich nach Anhaltspunkten der diplomatischen Geschichte, um ein Licht auf die Ethnologie dieser Stämme an der Eis werfen zu können, so haben wir bei Cäsar und Strabo (vgl. „Studien“ d. V's I. Abth. S. 33—51) strikte Angaben darüber, dass diesen Gau an der Eis, Pfrimm und Isenach, den mittelalterlichen Wonnegau mit Worms als Hauptstadt anfänglich die gallischen Mediomatriker im Besitze hatten, bis Mitte des ersten Jahrhunderts v. Chr. und noch früher der germanische Stamm der Vangionen (daher Vangiones = Borbetomagus = Worms) über den Rhein drängte und bis zur Wasserscheide das Land besiedelte. Rufiana = Eisenberg nennt Ptolomaeos als eine der zwei Städte in ihrem Gau (vgl. „Studien“ III. Abth. S. 29 bis 30 und Correspondenzbl. d. Gesamtver. d. d. Gesch.- und Alterth.-Vereine 1878. Juli S. 49—53: der Grenzfluss Obringa). Dies aber soll uns hier weniger interessiren.

Die Hauptsache ist der Nachweis, dass am Ostrande des Hartgebirges, an der Stelle des günstigsten Uebergangspunktes von der Mosel und der Saar, von Divodurum (Metz) und Treviris (Trier) in das Mittelrheinthal nach Borbetomagus (Worms) und Nemetes (Speyer) sich Lokalitäten befinden, wo in vorgeschichtlicher (= vorrömischer) Periode sowohl Eisen als Bronze hergestellt und technisch verwandt wurden. Noch mehr Bedeutung erhält diese Thatsache durch den analogen Beweis für die Vorzeit von Steiermark, das Land der keltischen Noriker. Hier wie dort folgte den Anfängen der Metallurgie, ausgeübt von vorgeschichtlichen Stämmen die höhere Cultur der Römer, welche aber diese Primordia nicht ausser Acht liess, sondern benützte und weiter ausbildete. Sagt Wurmbrand doch, dass sich die Schmelz-

öfen der Römer in Steiermark bis zum 9. Jahrhundert in ähnlicher Weise erhielten (a. a. O. S. 151).

Darf man eine allgemeine Folgerung für die Entstehung der Bronzeindustrie und der Eisenfabrikation in Mitteleuropa aus diesen Funden und Thatsachen entnehmen, so ist es die: die Entstehung der Metallurgie in Mitteleuropa ist nicht nach allgemeinen, entweder technologischen oder culturellen Gesichtspunkten zu suchen und festzusetzen, sondern wie in jeder Wissenschaft, so ist auch auf diesem Gebiete die Lehre vom kleinsten Centrum als mitentscheidender Faktor heranzuziehen. Die Gunst der Lage, das Lockmittel des Verkehrs, wie O. Peschel richtig sich ausdrückt, hat vielfach dieselbe, wenn nicht grössere Bedeutung für die Entstehung der Metallurgie und ihre Fortentwicklung, als die Annahme von durchreisenden Metallgiessern und die Thatsache gewinnlustiger Handelskarawanen. Die Stämme, welche vor dem Eindringen der Römer die Gegenden am Hartgebirg, am Jura in Steiermark an der Enns bewohnten und deren Culturgrad, heissen wir sie nun Ligurer, Kelten oder Gallier, nicht niedriger gesetzt werden darf, als der der Peruaner und der Mexikaner vor der spanischen Invasion, benützten wie jene am Hange der Anden, so hier im Jura und in den Alpen die aufliegenden Gaben des Bodens. Es gehörte kein besonderes Genie dazu, zu Tage liegendes Eisenerz mit dem Vorrath des Waldes zum Schmelzen zu bringen, und keine besondere Kunst war nöthig, die Kupfer- und Zinnbarren, welche die Kaufleute der Handelskarawanen von Norden und Süden gegen Lebensmittel, Unterkunft und Wegeschutz den Ureinwohnern lieferten, in rohen Formen zu einfachen Artefakten zu gestalten. Und dann gilt das Dichterwort:

quo semel est imbuta recens servabit odorem
testa diu.

Man muss sich das Ingenium der Vorfahren der Römer nur nicht zu gering denken, zu welcher Supposition die Kraniologie bis jetzt durchaus keinen Anhalt gibt, man muss den Nachahmungstrieb und die Lernbegierde frischer, begabter Naturvölker in Betracht ziehen, man muss die Lockmittel des Verkehrs, die natürlichen Passagen und Handelsstrassen mit in Rechnung ziehen — und alle diese zu berechnenden Faktoren werden die ersten Anfänge der Metallurgie und deren Fortbildung in naturgemässer Entstehung und mit gegebenen Potenzirung sich entwickeln lassen.

Dürkheim a. d. Hart.

Dr. C. Mehliis.

10. Die Anthropologen-Versammlung in Strassburg, am 11. — 13. Aug. 1879. Der Vorsitzende, Prof. Fraas, eröffnete am 11. August um 9 Uhr in dem grossen Sitzungssaale des Stadthauses, der ganz gefüllt war, die

Verhandlungen mit einem Rückblicke auf die bisherigen General-Versammlungen, von denen jede fast unwillkürlich mit einer der Hauptaufgaben der anthropologischen Forschung sich beschäftigt habe. Bald sei es die Steinzeit gewesen, über die man Beobachtungen oder Meinungen ausgetauscht, bald die Höhlenforschung, dann die Craniologie, die Pfahlbauten, die Dreitheilung der Urgeschichte. Hier in Elsass komme es zunächst darauf an, die zahlreichen Funde des Landes fleissig zu sammeln, denn gerade die örtlichen Sammlungen seien für die Wissenschaft erspriesslich und weckten das Interesse der Landesangehörigen. Auch empfehle er die Anfertigung einer prähistorischen Karte des Elsass. Er preist dann das urdeutsche, zumal den Schwaben stammverwandte Land, das schon Sebastian Münster beschrieben und gelobt habe als ein herrlich Ländle mit dem guten Rath: halt es fest am Bändle! Herr v. Reichlin-Meldegg begrüsst dann in Vertretung des Bürgermeisters Back die Versammlung im Namen der Stadt, deren Bewohner den Verhandlungen mit Theilnahme folgen würden, er hoffe, dass die Wissenschaft aus denselben Vortheil ziehen werde und die Gäste nach Schluss derselben eine freundliche Erinnerung an das schöne Elsass mit in die Heimath nähmen. Nun heisst der Geschäftsführer Prof. Gerland die Anwesenden aus allen Gauen Deutschlands willkommen, insbesondere den Afrika-Reisenden Nachtigal, und entschuldigt die Abwesenheit Schliemann's. Er rühmt die Unterstützung, welche seine Vorbereitungen für den Congress bei allen Vorständen und zumal bei dem Ober-Präsidenten des Reichslandes, Herrn v. Möller, gefunden hätten und bezeichnet den lebhaften Sinn für die Geschichte des Landes als einen eigenthümlichen Zug der elsässischen Bevölkerung. Strassburg besitze noch keine öffentliche anthropologische Sammlung, er mache aber auf die der Naturhistorischen Gesellschaft in Colmar, auf die Dolfus'sche in Dorlach, auf die des Bürgermeisters Nessel in Hagenau aufmerksam; manches enthalte auch die Sammlung der Société pour la conservation des monuments historiques d'Alsace im kleinen Seminar der Stadt. Er führt die Arbeiten der Herren Faudel, Bleicher und Straub auf dem Gebiete der elsässischen Alterthumsforschung an und empfiehlt noch die anatomisch-anthropologische Ausstellung in der neuen Anatomie, wo sich Grabschädel, sowie das gynäkologische Institut, wo sich über 100 Schädel Neugeborener befinden. Dann legte er eine Begrüssungsschrift des Prof. F. Bergmann: „Thesen zur Erklärung der natürlichen Entstehung der Ursprachen“ vor und ladet schliesslich zu dem Ausfluge nach dem Odilienberge ein, wohin der Vogesenclub die Führung übernommen habe.

Hierauf schildert der Generalsecretär Ranke die anthropologische Thätigkeit im verflossenen Jahre. Von den Arbeiten der Commission der Gesellschaft ganz absehend, entwirft er ein Bild von dem weiten Umfange der unsere Wissenschaft fördernden Untersuchungen. Fischer ist unausgesetzt thätig, die

Herkunft der alten Steingeräthe, zumal der Nephrite nach ihren mineralischen Merkmalen zu erforschen, deren Kenntniss uns über die ältesten Wanderungen der Völker belehren wird. Vambéry benutzte die Linguistik, um die Verwandtschaft europäischer und asiatischer Stämme festzustellen. Schliemann's Forschungen in Kleinasien und Griechenland verbreiten wie die von Ebers in Aegypten und die von Cesnola in Cypern Licht über die Entwicklung der ältesten Cultur. Wurmbrandt weist aufs Neue auf die Keramik hin, die ein sichererer Führer der Archäologie ist, als die oft aus der Fremde eingeführten Waffen. Doch hüte man sich vor allzu schnellen Schlüssen. Als man Urnen mit Löchern fand, glaubte man, sie sollten den Seelen der Verstorbenen zum Ausgang dienen, wie Broca diese Vorstellung für die Ursache der prähistorischen Trepanation hält. Jetzt weiss man, dass diese Urnen eine Eisenumfassung hatten, die mittels der Löcher befestigt war. Nehring erkannte aus den fossilen Thierresten Norddeutschlands, dass es in der quaternären Zeit ein Steppenklima hatte, gleich dem des heutigen Westsibirien. Cohn findet Steinwerkzeuge in Sibirien, auch aus Nephrit, und unter den Knochengeräthen solche aus Mammuthzahn; es entsteht die Frage, ob nicht die Alten vielleicht schon, wie es heute geschieht, fossiles Elfenbein bearbeitet haben. Körbin und Jagor haben neue Messungsweisen angegeben zur ethnologischen Untersuchung der Völker, Hagenbeck führt uns die fremden Racen lebend vor, zuletzt 3 Patagonen und 32 Nubier. Man fand in Berlin in dem orthognathen Schädelbau der letzteren, in der vorspringenden Nase, der hohen Gestalt, den zierlichen Händen und Füßen eine Verwandtschaft mit den Semiten, und fragt, ob es Asiaten sind, ob Semiten und Arier zusammenhängen. Ein wichtiges Hilfsmittel für die Untersuchungen unserer Reisenden würde die Errichtung der vorgeschlagenen anthropologischen Stationen in fremden Ländern sein. Unter den physiologischen Forschungen erwähnt er die Beobachtungen über die Farbenempfindung der Naturvölker, von denen man annahm, dass sie ursprünglich nur schwarz, weiss und roth deutlich unterschieden. Virchow fand, dass die Nubier eine sehr feine Empfindung für die Farben hatten. Endlich macht er auf die psychologischen Untersuchungen von Bischoff's an zwei lebenden Chimpansen aufmerksam. Unzweifelhaft sei diesen Thieren Bewusstsein, Denken, Vorstellen, Empfindung, Wille, Absicht und Gedächtniss zuzugestehen, es fehle ihnen aber das Wissen, das Nachdenken über das eigene Ich, sie hätten darum keine Sprache und kein Gewissen.

Fraas, der über die Herstellung der prähistorischen Karte berichtet, fordert Herrn von Tröltzsch auf, den Entwurf der Karte von Südwestdeutschland und der Schweiz vorzulegen. Die schöne Karte ist in grösserem Massstabe angelegt. Die ältere Steinzeit ist dunkelroth, die jüngere hellroth, die Bronzezeit gelb, die Eisenzeit blau, die Orte, wo Bronze und

Eisen gleichzeitig vorkommen, sind grün, die Urnenfelder mit Bein-Artefakten sind grau bezeichnet. Man erkennt aus der Verbreitung der Funde und Denkmale, dass der Westen früher bewohnt war als der Osten, und wenn man sie mit denen der Carte préhist. de la Gaule zusammenstellt, so wird eine in der älteren Steinzeit Statt gefundene Einwanderung aus Frankreich nach Deutschland überaus wahrscheinlich. An 100 Menhire stehen auf dem Kopf der Vogesen, sie sind wohl Grenzsteine, das rechte Rheinufer entbehrt sie ganz. Die als Opferstellen gedeuteten Schalsteine kommen nur in der Schweiz vor und die alten Gussstätten bezeichnen das gallische Gebiet. Hierauf machen Ohlenschläger und Hofrath Wagner Mittheilungen über die prähistorischen Karten von Baiern und Baden. Zuletzt legt Schaaffhausen als neue Beiträge zum Anthropologischen Gesamtkatalog die Verzeichnisse der Schädelmengen von Königsberg, verfasst von Prof. Kupffer und H. Bessel-Hagen, so wie der von Darmstadt, von ihm selbst aufgenommen, im Drucke vor. Denselben sind Uebersichten der prähistorischen Sammlungen der genannten Orte von den Herren Tischler, Bujack und Hofmann beigegeben. Im Laufe des Jahres hat der Redner selbst die Sammlungen von Giessen und Frankfurt a. M. bearbeitet. Die Unterhandlung mit französischen Gelehrten, um eine internationale Messmethode zu vereinbaren, ist noch nicht zum Abschluss gebracht. Broca glaubt, dass seine Kieferrand-Condyluslinie der horizontalen Sehachse am meisten entspreche, aber viele auf diese Horizontale eingestellte Schädel sind mit dem Blick nach oben gerichtet. Virchow tadelt an ihr, dass sie am lebenden Kopfe nicht genommen werden könne. Stellt man rohe Schädel auf die von Virchow empfohlene Horizontale, die vom obern Rand des Ohrlochs zum untern Orbitalrand geht, so blicken sie nach unten, an gut gebildeten Schädeln stimmt sie nahe überein mit der von Bär am Lebenden gefundenen Horizontalen. In Bezug auf die Bestimmung der Schädelcapacität vermisst Redner in dem Broca'schen Verfahren, welches dazu 15 genau eingerichtete Instrumente nöthig hat, die erste und wichtigste Bedingung, dass nämlich die Frucht- oder Schrotkörner im messenden Gefässe eben so dicht gelagert sein müssen, wie im Schädel. Er vermuthet, dass Broca's Masse zu gross ausfallen. Wenn dagegen le Bon die aus dem Bonner Katalog herausgerechneten 1422 ccm zu gering findet für die mittlere Capacität des deutschen Schädels und dies dem Messverfahren zur Last legen will, so hat er nicht bedacht, dass diese Schädel meist von dem Sectionstische herkommen, für den die Leichen aus den Besserungsanstalten und Arbeitshäusern geliefert werden. Zum Schluss theilt Schaaffhausen einen Entwurf für die Messung der lebenden deutschen Bevölkerung mit, den er bereits dem Vorsitzenden der mit dieser Arbeit betrauten zweiten Commission zur Prüfung vorgelegt hat.

In der um 2 Uhr beginnenden Nachmittagsitzung schildert Dr. Much den prähistorischen Kupferbergbau in Norikum. Merkwürdig sind die schweren Steinhämmer mit eingehauener Rille; ähnliche Schlägel fanden sich in Hallstadt, dessen Funde jedoch einer spätern Zeit angehören. Er schildert Klopff- und Reibsteine, die Schlacken lassen das Loch von der Stange erkennen, die sie aus dem Schmelzofen zog, man fand bronzene Pickel, die inwendig hohl sind, und eine hölzerne Schöpfkelle. Bei Gastein sind Spuren eines alten Goldbaues vorhanden. Er führt noch einen Tumulus mit zwei Ringwällen an und deutet ihn als alte Cultusstätte. Klopffleisch erwähnt alte Schmelzschlacken in Thüringen und berichtet unter Vorlegung von Zeichnungen über seine Untersuchung der Hügelgräber bei Dorstewitz. Es sind Bestattungen in mehreren Schichten der Hügel nachweisbar, neben schnurverzierten Gefässen lagen Bronzen italischer Form. Ein Handelsweg ging die Saale entlang zur Elbe. Die rohen, sehr prognathen Schädel aus Hügelgräbern in Jena sind, wie die Beigaben beweisen, nicht Germanen, sondern Slaven. Fraas spricht über Tumuli in Württemberg, deren Zahl er auf 2200 schätzt. An den Ufern der Donau und des Neckar finden sich grosse Hügel, die man für Fürstengräber hält. Zwei dieser Art in der Nähe der Feste Asperg, 100—110 m gross im Durchmesser, 5—6 m hoch, wurden eröffnet. Der erste wurde bei Anlage der Wasserleitung von Ludwigsburg von oben abgetragen, der Todte trug um den Schädel ein Goldblech und eine goldene Armspange, bei ihm lag der Bronzedolch und der Streitwagen. Den zweiten öffnete Fraas mittelst eines Stollen, was nur den 10. Theil der Kosten verursachte. Mit 18 m stiess man auf ein Seitengrab, das durch einen hölzernen Rahmen abgegrenzt und mit einem Zelteppich zugedeckt war, dessen Spur man freilich nur am Abdruck des Gewebes im Lehm erkannte. Es fanden sich vier Bronzegefässe, eine Wanne von 1 m Durchmesser, das Mischgefäss, eine hölzerne, mit Asphalt ausgeschmierte Schöpfe, daneben ein Eimer, ein zweihenkeliges und einhenkeliges Bronzegefäss etruschischen Stils. Auf einem Häufchen ausgebrannter Asche lagen Goldstreifen und Ringe, wohl der Besatz eines Tuches. Die Goldbleche sind ausserordentlich fein gepunzt mit parallelen Reihen kleiner Perlen und Spindeln. In der Mitte des Grabes lagen zwei etruschische Schalen aus gebranntem Thon. Die eine zeigt auf glänzend schwarzem Grunde die rothbraune Figur einer Priesterin und ist an der untern Seite zur Hälfte mit angenieteteten Goldstreifen verziert. Das Fehlen der Waffen, ein Armband aus Ebenholz mit Goldknopf deuten auf ein weibliches Grab. Zierlich ist ein goldenes Horn mit einem Stierkopf, der an der Schnauze eine kleine Oeffnung hat, vielleicht hing es an der silbernen Kette, die dabei lag. Es scheint der Griff zu einer Schale gewesen zu sein. Ein Bronzegefäss war bis zum Rand mit einer harzigen Substanz gefüllt, die auf dem frischen Platinblech noch deutlichen Wohlgeruch ent-

wickelte. Die Gegenstände wurden vorgezeigt. Vor der Mitte des Hügels, die mit 28m erreicht wurde, traf man auf ein Kesselgrab, in dem Knochen von Menschen und Pferden und Scherben von mittelalterlichen Thongefässen durcheinander lagen. Man musste schliessen, dass schon vor Zeiten das Hauptgrab beraubt und zerstört worden war. Fischer spricht über die übliche Eintheilung der Steinzeit; er bestreitet die Unterscheidung einer paläolithischen und neolithischen Periode, zum Schleifen der Steinbeile sei keine höhere Geschicklichkeit erforderlich als zur Herstellung der verschiedenen Formen der Steingeräthe durch Schlagen. Er hält ein natürliches Vorkommen des Nephrit in America für wahrscheinlich, den schon die alten Mexicaner so häufig und kunstreich verarbeiteten. Pfeilspitzen aus Nephrit kommen sehr selten vor. Auch Ranke hebt hervor, dass man dieselben Formen der Steingeräthe roh, halb und ganz geschliffen finde, was für ihre Gleichzeitigkeit spreche; er schildert ihr Vorkommen in Bayern. Alle Formen des skandinavischen Nordens seien vorhanden. Zwischen einzelnen Stücken geschlagenen Hornsteins gebe es Feuersteine nordischen Ursprungs. Steinwerkzeuge seien in Bayern ausserordentlich selten, er habe auf einem Gebiete von 1280 Quadratmeilen nur 128 Stück zusammenbringen können, das gebe auf 10 Quadratmeilen 1 Stück! Auch aus dem Pfahlbau der Roseninsel des Starnberger See's sind nur 10 Steingeräthe gewonnen worden. Das Mineral derselben scheine immer aus Geröllen der Gegend genommen, einige scheinen ihm so geschliffen, als sollten eiserne Beile nachgeahmt werden. Er fragt, ob vielleicht solche nur zu Zwecken des Begräbnisses gemacht worden seien, führt jedoch an, dass ein Versuch gezeigt, dass man alles Holzwerk zum Bau eines Hauses mit einem Steinbeil herrichten könne. Nur vom Feuerstein, nicht von andern Mineralien könne man behaupten, dass er eine höhere Cultur möglich gemacht habe. Fischer hält es für gewagt, die Herkunft der Mineralien nach dem Aussehen der Steingeräthe zu bestimmen, auch die des Feuersteins könne mit Sicherheit nur auf mikroskopischem Wege erwiesen werden. In Schwaben seien die meisten Steingeräthe von unbestimmter Herkunft.

In der Morgensitzung am Dinstag den 12. August theilte der Vorsitzende die Liste der anwesenden Mitglieder, welche 188 Namen aufweist, und das Verzeichniss der eingelaufenen Schriften mit und gibt dann Herrn Dr. Gross aus Neuveville das Wort. Unter Vorlegung zahlreicher Fundstücke spricht er über die Steingeräthe von Locras am Biener See, worunter zehn Nephrite, von denen einige noch in ihrer Hirschhorn-Fassung festsitzen. Ein hinteres menschliches Schädelstück wird als Trinkbecher gedeutet, doch zeigt der Rand nur schärfer Bruch und keine Abnutzung. Unter den Bronzen aus einem Pfahlbau des Neuchateler See's ist eine Gussform, ein Kranz wie von einem Streitwagen; diese Gegenstände sind, wie man mit der Lupe erkennt, meist mit dem Hammer geschlagen. Krause

zeigt deformirte Schädel von der Neu-Hebriden-Insel Mallikolo, sie gehören dem Museum Godefroy in Hamburg. Dieselben sind nach Art der Makrocephalen der Krim künstlich verunstaltet, die Stirn der Neugeborenen wird mit einem Stücke Baumrinde niedergedrückt, die Binde geht in zwei Touren um den Schädel. Diese Bildung ist nicht allgemein, er schreibt sie den wiederholt auf den Hebriden eingewanderten Polynesiern zu, die immer wieder verdrängt worden seien. Diese Schädel sind 77,04 lang, 69,6 breit und 108 mm hoch. Wie Krause erklärt auch Ranke einen Schädelzeichner, der selbst das Detail der Schädeloberfläche, z. B. die Nähte, genau wiedergibt. Schaaffhausen legt nun den fossilen Schädel des Moschusochsen vor, der bei Moselweiss am Abhange des alten Flussufers 22' tief in einem diluvialen Mergel gefunden worden ist. Es ist der vollständigste Rest dieses Thieres der Vorzeit, von dem bisher nur sieben Funde bekannt sind, und besonders werthvoll dadurch, dass er sowohl am Hinterkopfe in der Nähe der Hornzapfen als auf der Stirn scharfe Einschnitte zeigt, die unzweifelhaft von der Menschenhand mittelst Steingeräthen hervorgebracht sind. Diese mögen von den Schlägen herrühren, womit das Thier getödtet worden ist, jene werden beim Abhäuten gemacht worden sein. Diese Beobachtung ist um so wichtiger, als manche angeblichen Beweise für das Zusammenleben von Mensch und Mammuth zweifelhaft oder hinfällig geworden sind. Dass der Mensch der Vorzeit vielleicht nur den fossilen Mammuthknochen und Zahn bearbeitet hat, ist von dem Redner schon früher behauptet worden. Dieser Fund beweist, dass das Moselthal in der kältesten Gletscherzeit bewohnt war, denn der Moschusochse ist von allen ausgewanderten quaternären Thieren das, welches jetzt die nördlichsten Gegenden bewohnt. Nicht weniger bemerkenswerth ist die Thatsache, dass man einige Hundert Schritte von diesem Fundort ungefähr auf derselben Höhe des Thalabhangs in einer Mulde zu oberst den diluvialen Mergel, dann eine 4' mächtige Schicht Bimsstein und unter diesem eine 6' im Durchmesser grosse Schicht von Holzkohlen fand, die man nur als einen menschlichen Feuerheerd deuten konnte, der von einem Bimssteinauswurf bedeckt war. Es häufen sich die Beobachtungen, welche das Alter der vulcanischen Erscheinungen am Rhein in eine jüngere Zeit versetzen, deren Zeuge der Mensch war. Am Laacher See fand sich ein alter Pfahlbau von Bimsstein bedeckt, in Coblenz lagen Menschenreste unter einer harten Bimssteinschicht, der Redner bewahrt den Lavablock von Pleydt, in dessen Innerm, als er auseinandergeschlagen wurde, ein grosser eiserner Nagel in einer entsprechenden Höhlung sich fand. Sodann legt er Bilder eines merkwürdigen, fast vergessenen megalithischen Denkmals vor, welches bei Trarbach an der Mosel auf der linken Seite des Kauderbacher Thales auf einer Berghöhe sich findet. Hofmann gedenkt seiner schon in einer Schrift von 1669 und deutet es als ein Königsgrab aus der Zeit der Hunnen.

Schon damals fragte man, ob dasselbe vielleicht eine natürliche Bildung sei. In der That kommt man zu der Ueberzeugung, dass der nach der Thalseite etwa 18' hoch emporragende Theil dieser Steinmasse ein horizontal gespaltenen Quarzitgang ist, der stehen blieb, als die Grauwacke verwitterte. Hinter diesem Quarzite auf der Bergseite sind, an ihn sich anlehnend, gewaltige Blöcke zu einem Grabmal, ganz in der Art der aus erraticen Blöcken errichteten Denkmale, von Menschenhand übereinandergewälzt und für diesen Zweck unzweifelhaft demselben Quarzitriff entnommen. Die zwei Thäler und einen Kreis von Bergen beherrschende Lage des emporragenden Gesteins lässt dasselbe auch als sehr geeignet für einen germanischen Opferplatz erscheinen. Bis zum Jahre 1730 lag auf der Spitze desselben ein Wackelstein, dessen Klängen im Winde man der Sage nach bis zu dem $\frac{1}{2}$ Stunde entfernten Trarbach gehört haben soll. Ein Schüler aus Trarbach warf ihn mit Hilfe eines Hebels hinab. Zuletzt berichtet er über die wieder aufgenommene Untersuchung des grossen fränkischen Grabfeldes zu Meckenheim bei Bonn aus dem 5. und 6. Jahrhundert und legt einige der wichtigsten Funde zur Ansicht vor, die er, an seine frühere Mittheilung über diese Gräber anknüpfend, erläutert. Es sind goldene und silberne runde Fibeln und Ohringe, bronzene Zierscheiben, von denen eine einen Rahmen von Elfenbein hat, schöne Mosaikperlen, die mit Bernsteinstücken den Halschmuck bilden, fast jeder Todte hat am Gürtel den Feuerstahl mit dem Feuerstein. Der kurze Scramasax und das lange zweischneidige Schwert, die Knochenkämme, wie die Bronzescheiben mit Kreisen und Punkten verziert, schwarze Thongefässe mit eingedrückten Strichen oder Tupfen sind die Dinge, die sich in diesen Gräbern immer wiederfinden. Ein Todter hatte zwischen den Zähnen eine merowingische Goldmünze als Obolus. Wie bei den früheren Funden zeigt sich die Zeit des Uebergangs vom Heidenthum zum Christenthum. Der damals aus der grossen Zahl Bewaffneter gezogene Schluss, dass hier vielleicht die in der Schlacht bei Zülpich 496 Gefallenen bestattet seien, hat durch die neuen Aufgrabungen keine Bestätigung erhalten, da nun auch in etwa 50 aufgedeckten Gräbern Frauen und Kinder gefunden wurden. Doch mögen gefallene Krieger auf dem gewöhnlichen Todtenfelde bestattet worden sein. Ist auch die Schlacht von Zülpich als ein Sieg des Chlodwig über die Alemannen nicht mehr festzuhalten, so fand doch hier ein siegreicher Kampf der Alemannen über die Franken statt. Es sind etwa 30 Schädel vorhanden, die meisten sind mesocephal, sehr rohe Formen fehlen. Einer ist ein echter Makrocephalus, ein Hunne; so müssen wir die verdrückten Schädel, die nun wiederholt in unseren Reihengräbern sich vereinzelt finden, nennen, denn vom 5. Jahrhundert an hat dieses Volk seine Einfälle bis in unsere Gegenden gemacht. Er reiht sich an den von Niederolm, an den in Darmstadt, an die, welche er bei Durchsicht von etwa 600 in der St. Ursulakirche zu Köln

aufbewahrten Schädeln gefunden hat. Hier in der anatomischen Sammlung bemerkte er einen solchen Schädel unter denen von dem römischen Grabfelde vor dem Weissthurmthor. Dies gehört nach den Münzfunden dem 4. Jahrhundert an; damals hatten die Hunnen noch keine Einfälle in das Rheingebiet gemacht, aber der Kaiser Gratian verpflanzte um diese Zeit Avaren über den Rhein nach Gallien. Dr. Mook aus Kairo legt zahlreiche bearbeitete Feuersteine aus dem Nilthal vor und berichtet über die im letzten November und December am untern Nil vorgenommenen Grabungen. In einer Tiefe von 2m fanden sich 12 bis 14 Kameelschädel, Kohlen und Feuersteine bis in die untersten Schichten. In grosser Menge finden sich spitz zugehauene Stücke und Uebergänge zu einer runden Bearbeitung des Steines. In Oberägypten sind die Werkzeuge grösser, was auf eine fortgeschrittene Cultur hinweist. Auf dem rechten Nilufer bei Luxor findet man Steinmesser zu Tausenden, die in die historische Zeit hineinreichen mögen. In einem Grabe bei Theben fand er einen Feuersteinsplitter in Holz gefasst, vielleicht ein chirurgisches Instrument. Es scheint, dass, wo heute die Wüste ist, einst Menschen wohnten. Aegyptens Steinzeit kann nicht mehr bezweifelt werden. Much spricht über die von Wurmbrandt entdeckten Spuren der Mammuthjäger im Löss bei Joslowitz in Niederösterreich, der in einer Mächtigkeit von 20m abgelagert ist und in den unteren 10m Knochen des *Elephas primig.*, meist von jüngeren Thieren, mit Kohlen und Feuersteinmessern enthält; an den Knochen sieht man deutlich die Hiebflächen von Steinbeilen. Viel jünger sind künstliche Höhlen an derselben Fundstätte, welche Kammern von 5' Höhe und 6—7' Länge und Breite bilden. Virchow berichtet nun über seine Anwesenheit auf dem Ausgrabungsfelde von Troja. Er schildert zunächst die Bildung der Küste von Kleinasien, sie scheint ins Meer untergetaucht gewesen und wieder aufgetaucht zu sein. Likhatscheff will in Speiseabfallhaufen alte Niederlassungen erkannt haben. Geschlagene Steine kommen in allen Schichten des Bodens von Ilium vor, man muss sich hüten, sie alle für prähistorisch zu halten, denn noch heute gebraucht man sie zu Dreschmaschinen, die das Stroh zermahlen. An polirten Steingeräthen ist die Gegend des alten Sardes besonders reich, häufig sind auch Nephrite, Obsidianmesser gehören einer späteren Zeit an. Viele der sogenannten Herrenhügel, von denen einige die Namen des Achilleus, des Ajax, des Patroklos tragen, sind zum Theil keine, zum Theil sehr zweifelhafte Tumuli. Im ersten hat Chevalier zu Ende des vorigen Jahrhunderts schöne Glasgefässe gefunden, die der römischen Kaiserzeit angehörten. Schliemann öffnete den Besik-Tepe, der nichts enthielt; in dem 60 Fuss hohen Udjek-Tepe stiess man auf eine grosse Mauer, die quer hindurchging und vielleicht nur den aufgeschütteten Erdmassen als Stütze diente; man fand zwar eine Steinhüllung, aber keine Ueberreste. Nur der Hanai-Tepe im Thymbros-

thale, der Herrn Calvert gehört, hat eine Reihe von Skeletten und zahlreiche Beigaben, meist Steingeräthe und einige ältere Bronzen, geliefert. Die Arbeiten werden fortgesetzt und die Funde kommen später in das königliche Museum zu Berlin. Virchow pflichtet Schliemann bei, dass das alte Troja nur bei Hissarlik, wo die Trümmermassen zerstörter Wohnungen 60 Fuss hoch liegen, gestanden haben könne. Hiernach schildert Mehlis die von ihm geleiteten Ausgrabungen bei der Ruine Limburg in der Pfalz. Bei Blosslegung einer grösseren Fläche durch einen Graben von 11 m Länge und 4 m Breite zeigte sich eine 60 cm starke mittelalterliche Schicht, darunter eine 60—80 cm mächtige Culturschicht aus der Römerzeit, Scherben und Münzen der späteren Kaiser enthaltend; unter einer Mörtelschicht stiess man dann auf Knochen und Topfscherben germanischen Alterthums, ähnlich denen der nahen Ringmauer. Die Thierreste gehören dem kleingehörnten Rind, dem Edelhirsche, Wildschwein, Reh, Elch, Ziege, Schaf und Hunde an.

Am Nachmittag gab der Vorsitzende des Vereins zur Erhaltung der historischen Denkmäler des Elsass, Herr Canonicus Straub, einen eingehenden Bericht über die von ihm im vorigen Herbst aufgedeckte römische Begräbnisstätte vor dem Weissturmthor, wo Specklin schon vor dreihundert Jahren 20 Steinsärge und über 100 Aschenurnen ausgraben sah. Der westliche, nach Königshofen liegende Theil des Grabfeldes hat auch jetzt mehr Aschenurnen geliefert und muss deshalb als der ältere angesehen werden; unter 103 Gräbern des östlichen Theils kam nur eine Urne vor. Im Ganzen wurden 116 Gräber geöffnet, schwere Nägel deuten auf Holzsärge aus dicken Bohlen. Ein Bleisarg und zwei aus gebrannten Thonplatten zusammengesetzte Kisten waren von einem Holzsarge umschlossen, in einem dritten Grabe hatten die Platten den Stempel der 8. Legion. Es fanden sich 15 rechteckige Särge aus Sandstein, deren Deckel oft abgerundet oder dachartig ist und an den Ecken würfelförmige Aufsätze trägt. Von 106 Todten waren 59 mit dem Gesichte nach Süden, 35 nach Osten gerichtet; nur einer hatte die Hände über der Brust gefaltet. Eine Münze war von Maximianus, acht aus der Zeit des Konstantinus. Die Grabfunde sind einfache Ohr- und Fingerringe, gewundene Armringe aus Bronze, ein Stirnband aus aufgenähten Goldplättchen, Haarnadeln aus Gold, Silber und Bronze, Gürtel- und Schuhschnallen, Schuhnägel, eine kleine Eisenaxt, das kurze einschneidige Schwert, zahlreiche Thonschalen und Krüge, nur zwei aus terra sigillata, auch schöne Glasgefässe, eine Glasschale mit ausgeschliffener Jagdscene, wie die kürzlich in Bonn gefundene. Der Redner dankt noch der Eisenbahn-Verwaltung, der Militärbehörde, die ihm Pioniere zur Verfügung gestellt, und dem jede Bestrebung für Kunst und Wissenschaft eifrig fördernden Oberpräsidenten und vertheilt Abbildungen der gefundenen Gegenstände. Waldeyer legt 5 Schädel dieser

Grabstätte vor, es sind mesocephale Formen mit einem Index von 75—79; es ist kein Chamaecephalus darunter, aber ein Makrocephalus mit hoher Orbita, flachem Gaumen, guter cr. nasalis, die Stirn ist kaum eingedrückt, es fehlt die Beule über derselben, aber die Spitze der Hinterhauptschuppe ist von der Binde eingeschnürt. Sodann spricht er über die von Merkel genau beschriebenen drei Nackenlinien des Hinterhauptes und den von Ecker als torus bezeichneten starken Querwulst desselben, den dieser bei Floridaschädeln besonders häufig fand. Jene drei Linien sind schon am Kinderschädel, sogar beim Fötus von 5 bis 6 Monaten zu sehen. Waldeyer zeigt einen 3 m tief gefundenen Schädel mit starkem Torus. Zuletzt zeigt er das Vorkommen eines Trochanter tertius am Femur des Menschen, an den sich bei Thieren wie beim Pferd und Rhinoceros der glutaeus max. festsetzt. Unter zwanzig Fällen fand er ihn sieben Mal, und zwar an der hinteren Seite der rauhen Leiste, die mit einem Schenkel nach der grossen, mit dem anderen nach dem kleinen Trochanter hinläuft. Schaaffhausen bemerkt, dass er schon früher auf diesen Torus als ein Merkmal roher Schädel hingewiesen habe und dass er die Andeutung des Querkammes am Schädel der Anthropoiden sei. Virchow legt mitgebrachte Funde von seiner trojanischen Reise vor, eine grosse dicke Steinaxt von Sardes, kleine Nephritbeile, schwarze Gefässscherben, deren Innenfläche weiss eingelegte Ornamente zeigt. Hierzu führt Sepp an, dass noch heute bei den Arabern an der Innenseite verzierte Schalen als Segensbecher und als Fluchbecher in Gebrauch seien.

Um 4¹/₂ Uhr Nachmittags wurde dann unter Führung des Herrn Canonicus Straub die Nekropole vor dem Weissthurmtor besichtigt. Das Grabfeld war in zweckmässiger Weise von schmalen Gräben durchschnitten, in denen man, da das ganze Terrain bereits mehrere Fuss zur Planirung abgetragen war, schon bei 50 bis 90cm Tiefe auf Skelette oder Särge stiess. Ein Steinsarg wurde geöffnet und aus dem Lehm, womit er halb gefüllt war, ein Thongefäss, zwei Glasfläschchen und die auf die Urbs Roma unter Konstantin geprägte Münze ausgegraben, die Knochen waren zerfallen; aus einem andern Grabe wurde ein kleiner Schädel mit niedriger Orbita und starkem Augbrauenwulst, sicher ein Germane, gehoben. Es folgte am nächsten Tage der Ausflug nach dem Odilienberg. Am Nachmittag begab sich die Gesellschaft in den nahen Wald, wo ein Plattengrab geöffnet ward. Es war das eines Kindes, kaum waren Knochenreste erkennbar, man fand zwei silberne, birnförmige Ohringe, in der Nähe des Kopfes gewirkte Goldfäden als Reste eines Tuches und auf der Brust einen Bronzebeschlag von der Form einer Perle. Nun ging es nach der Heidenmauer, die den Gipfel des Berges in unregelmässiger Linie umzieht und etwa 250 Morgen Landes einschliesst. Dieses vielbesprochene alte Bauwerk aus Sandsteinquadern, die mit schwalbenschwanzförmigen Keilen aus

Eichenholz verbunden waren, von denen zwei das Museum in Strassburg aufbewahrt, kann nur von den Römern oder solchen Bundesgenossen derselben errichtet sein, die mit der römischen Baukunst vertraut waren. Die Quadern und die scharfen Einschnitte in denselben können nur mit eisernen Werkzeugen gehauen sein. Der doppelte Schwalbenschwanz wird von Vitruv erwähnt. In der Königshofener Chronik aus dem 14. Jahrhundert heisst es, dass man zur Zeit der Völkerwanderung auf dem Berge zu Hohenburg in der heidnischen Veste Schutz gesucht. Schneider hält es für wahrscheinlich, dass Kaiser Maximianus Herculeus das Castell mit dem Mauereinschluss gebaut habe. An dem Druidendenkmal vorbei, welches ein natürlicher Haufe von Felsblöcken ist, an den die Mauer sich anschliesst, ging es zur höchsten Spitze des Berges, zum Männelstein, von dem der Blick frei über das Rheinthal, den Schwarzwald und zu den Vogesen schweift. Von da stieg man hinab über den Wachtstein, der am Rande des Berges stolz aufgethürmt in die Thäler schaut und eine germanische Opferstätte gewesen sein mag. Der Weg führte über die male- rische Ruine Landsberg zum Bühl hinab und von da durch Barr zur Eisenbahn, wo Jeder die Freunde aufsuchte, um ihnen Lebewohl zu sagen. Um 11 Uhr lief der Zug in Strassburg ein.

Wenn es zu den Aufgaben der Anthropologischen Gesellschaft gehört, das Wissen in immer weitere Kreise zu tragen und der anthropologischen Forschung überall neue Freunde und Anhänger zu gewinnen, so schien diese in Strassburg besonders glücklich gelöst zu sein. Kaum war die Zuhörerschaft in den Sitzungen je eine so reiche und den gebildetsten Ständen angehörige, noch nie hatte am Orte der Versammlung die Universität in so grosser Zahl ihrer Vertreter sich an derselben betheiliget. Der Canonicus Straub mit seinen Pionieren an der Arbeit, die Männer der freien Forschung auf dem Odilienberg von den Franziskanerinnen in ihrer Ordenstracht bewirthe- und bedient, das waren freundliche Bilder, welche den Zwiespalt der Meinungen vergessen liessen, welcher uns sonst im heutigen Leben überall begegnet. Alles erschien wie eine von einer intelligenten Bevölkerung der Bildung und Wissenschaft dargebrachte Huldigung. Man könnte darüber streiten, wer mehr gewinnen wird, ob das Elsass, welches die Wurzeln seines Lebens nun wieder in der heimathlichen Erde ausbreiten kann, zu der Sprache, Sitte und Denkungsart es hinziehen, oder Deutschland, dem in Zukunft ein Volksstamm wieder angehört, der im Laufe seiner Geschichte auf allen Gebieten menschlichen Wissens und Könnens so grosse Männer hervorgebracht hat!

Schaaffhausen.

11. Es wird gewiss den Alterthumsfreunden und historischen Vereinen von Interesse sein, zu erfahren, dass in unmittelbarer Nähe der baye-

rischen Grenze bei Wies-Oppenheim schon seit beinahe einem Jahr eines der grössten fränkischen Todtenfelder, die in Deutschland bis jetzt gefunden worden sind, ausgegraben wird. Dr. Köhl, prakt. Arzt in Pfeddersheim, hat das Todtenfeld entdeckt und betreibt die Ausgrabungen persönlich. Die den Gräbern entnommenen Gegenstände belaufen sich schon auf viele Hunderte, darunter Unica von grösstem Werth; so der merkwürdige fränkische Bronzebecher mit frühchristlichen Darstellungen, der schon von Professor Lindenschmit beschrieben wurde; ferner viele seltene Schmuckstücke aller Art aus merovingischer Zeit, so namentlich eine Collection mit Almandin eingelegter Brochen, dann Fibeln, Schnallen, eine grosse Anzahl prachtvoller Halsketten aus Glas, Thon und Bernstein, nebst wunderschönen Mosaikproben und andere Geräthe, viele schöne Gläser, darunter ein grosser, vollständig erhaltener Trinkbecher mit aufgegossenen Verzierungen, wie Lindenschmit einen solchen zuerst bei Selzen gefunden hat. Namentlich weist das Todtenfeld einen grossen Reichthum an Thongefässen auf, wie sie in solcher Häufigkeit und Grösse wohl noch nicht zusammen gefunden wurden; ferner eine grosse Anzahl Waffen, darunter mehrere grosse Spathae mit Bronzeknäufen, Schildbuckel u. a. Auch viele römische Gegenstände barg das Grabfeld, wie Gläser, Urnen, Fibeln etc. Der ganze Fund bildet ein förmliches Museum und es sind die Gegenstände von Dr. Köhl mit viel Kenntniss geordnet und aufgestellt, ebenso mit einem grossen Aufwand von Fleiss und Geduld die vielen zerbrochenen Gefässe und Waffen wieder gekittet und restaurirt worden. (Pf. K.).

12. Xanten. Dem früher mitgetheilten Berichte über die an der Nordseite unserer Stadt gemachten Ausgrabungen fügen wir Folgendes hinzu. Die Aufdeckungsarbeiten sind nach dem Froste wieder aufgenommen worden und haben ein überraschendes, grossartig zu nennendes Ergebniss gehabt. Die grosse zuerst gefundene Mauer ist in der Länge bis 105 m gewachsen in gleicher gewaltiger Dicke von 3 m. Der Alterthumsverein beschloss, nur nach der einen Seite hin die Anlagen weiter zu verfolgen, und hat es ermöglicht, dass nunmehr die 4 Ecken eines Gebäudes klar zu erkennen sind, dessen Lang- und dessen Breitseite je 105 m betragen. Innerhalb des Gebäudes sind Abtheilungen zum Vorschein gekommen von 6 m Breite und 20 m Länge. Das in seinen Umrissen erkennbare Bauwerk ist aber nur ein Flügel eines Gebäudes, welches allem Anschein nach sechsmal grösser als der benannte Theil ist. Das Baumaterial ist hauptsächlich ein fester Thonschiefer, nach den Aussenmauern zu Basalt, das Ganze höchst sorgfältig gemauert, mit trefflichem Mörtel zusammengefügt. Wozu diente dieser gewaltige Bau, dessen Fundament 4 m tief noch im Grunde steckt? Ist er von den Römern oder von Franken errichtet? Das sind Fragen, welche nur von gewiegten Sachkennern annähernd beantwortet werden

mögen. Alterthumskundige und Bautechniker müssen sich hierbei die Hand reichen. Besondere Funde sind bei den Ausgrabungen bis jetzt nicht gemacht worden, etliche römische Münzen, aus den Zeiten der Antonine und des Alex. Severus und ein zierliches Löffelchen aus Bronze ausgenommen. Dieselben könnten für den römischen Ursprung des Gebäudes sprechen; aber auch bei den Franken sind römische Münzen lange im Umlauf gewesen. Dem Volke, was hier gebaut hat, haben jedenfalls bedeutende Transportmittel zu Gebote gestanden, da mit Ausnahme der wenigen Dachziegel sämmtliches Baumaterial vom Oberrhein her hierhin geschafft werden musste; ausserdem aber muss die Technik des Mauerns bei denselben im hohem Grade ausgebildet gewesen sein. All dieses kann eben so gut auf die Römer als auf das Reich der Franken passen. Eben so gut ist ein solches Bauwerk für die Castra vetera mit ihren 3 Legionen Besatzung nöthig gewesen, als für den festungsartigen Palast eines alten Germanenkönigs. Schliesslich sei bemerkt, dass der Alterthumsforscher Herr Prof. Schneider aus Düsseldorf diese Aufdeckungen als die im Rheinlande in jüngster Zeit bei weitem bedeutendsten bezeichnet hat. Es ist schade, dass nach Jahresfrist die aufgedeckte Fläche wieder eingeebnet und als Ackerfeld benutzt werden muss. (Köln. Zeit. v. 26. März 1880.)

Erwiderung. Die Erklärung des Herrn Prof. Hegel in Erlangen, deren Aufnahme die Redaktion nicht ablehnen durfte (Jahrbücher LXVII, 157 f.), muss ich durch einige Streiflichter beleuchten. Die mir vorgeworfene „persönliche Wendung“ der Polemik beruht einfach darauf, dass der, wie mir nicht entgehen konnte, bei seinem Aufenthalt in Köln gegen mich voreingenommene Professor der Geschichte in den Beilagen zu seiner Verfassungsgeschichte der Stadt Köln meine Bemerkungen auf so geringschätzig Weise behandelt hatte, dass ich durch eine scharfe, auf wissenschaftliche Gründe gestützte Widerlegung ihm zeigen zu müssen glaubte, wie arg er gegen mich und die wahren Ergebnisse der Forschung sich vergangen habe. Wenn er behauptet, die Empfindlichkeit, dass er eine von mir gemachte Entdeckung nicht gut geheissen, habe mich gegen ihn aufgebracht, so verschweigt er, dass es sich nicht allein um den Hildeboldsdom handelt, sondern ich ihm in Pick's „Monatsschrift“ in einer Anzahl anderer Punkte der Kölnischen Geschichte Unkenntniss und Oberflächlichkeit nachgewiesen, woraus er sich wohl hätte überzeugen können, dass mir dieses Gebiet nicht „ziemlich fremd“ ist, eine Aeusserung, die um so unbegreiflicher scheinen muss, als sie sich an die Leser dieser Jahrbücher richtet, in denen ich seit 1842

eine Anzahl auf die Kölnische Geschichte bezügliche Beiträge mitgetheilt habe, deren Gründlichkeit keines Hegel'schen Zeugnisses bedarf. Freilich könnte es Wunder nehmen, dass ein sonst so treu fleissiger, nüchtern besonnener Mann, der um die Geschichte Köln's, wie ich gern anerkannt habe, sich grosses Verdienst erworben, auf dem Gebiete der politischen Geschichte der Stadt sich solche Blößen gegeben: aber wozu verleitet nicht die Leidenschaft? Auch war er hier, da ihm selbst ausreichende Kenntniss der betreffenden Quellen abging, von seinen Freunden nicht gut berathen. Je weniger man sich solcher Fehler und solcher Misskritik von Hegel's Seite versehen konnte, um so nöthiger war es, dieselben ins Licht zu setzen, hätte mich auch nicht die unfreundliche Behandlung von seiner Seite genöthigt, den Beweis zu liefern, dass ich nicht in's Blaue rede, sondern, was ich behaupte, sorgfältig erwäge und in allem, was ich behandle, völlig zu Hause bin, wie es eben Hegel hier nicht war.

Wenn er bemerkt, über den von ihm in einer besondern Beilage zu Band 3 erörterten Punkt habe er nichts mehr zu sagen, so muss ich, um Irrthum zu verhüten, darauf hinweisen, dass diese Beilage eben die Abhandlung sein muss, die ich widerlegt habe; von einer andern weiss ich nichts. Statt meine schwer wiegenden Beweise, wie es der Wissenschaft ziemt, zu widerlegen, begnügt er sich mit der Versicherung, er wolle sich mit mir in keinen weitem Streit einlassen, da er (ich muss seine eigenen Worte anführen) „es schon bisher ganz vergeblich gefunden habe, mich eines Bessern zu belehren“. Hätte er meine Gründe wissenschaftlich zurückweisen können, so wäre es seine Pflicht gewesen, damit hervortreten, selbst wenn es ihm (wer mag es glauben?) keine hohe Befriedigung gewährt haben sollte, seine Ueberlegenheit zu zeigen.

Ich nehme Akt davon, dass mein Erlanger Gegner von jeder Widerlegung absteht, verweise dagegen den Antheil nehmenden Leser auf meine allseitige Erörterung der Sache im Jahrb. LXIII, 144 ff. Aber so ganz kann er doch nicht von der Sache schweigen, da er meine Aufstellungen verdächtigen möchte; freilich meinen Gründen entgegenzutreten wagt er nicht, aber vielleicht gelingt es ihm, durch geschickte Wendung meiner Auffassung einen gewissen Schein gegen mich zu erregen. Ich bedauere Hegel's wegen, dass er zu einem solchen traurigen Mittel seine Zuflucht genommen. Jedermann beziehe die *dedicatio domus S. Petri*, von welcher die gleichzeitigen Quellen, *Annales Fuldenses* zum Jahre 870, wie die Kölner Synodalakten von 873 berichteten (letztere sprechen von *domus nostra* oder *sua*), auf die Einweihung des neubauten Domes, ja erstere sagten ausdrücklich, die Kirche sei noch nie geweiht gewesen — nur ich nicht. Meine Gründe werden einfach als nicht vorhanden betrachtet; kann Hegel sie nicht widerlegen, so wäre ihm Stillschweigen passender gewesen. Den festen Boden bilden allein die Synodalakten, worin Wilbert

sagt, die Synode habe er zusammenberufen ob nostrae ecclesiae dedicationem faciendam. Wie es mit den Annales Fuldenses stehe, habe ich gezeigt; Er geht darauf gar nicht ein. Schweigen ist Gold, wenn man nichts zu sagen hat; aber darum hätte er überhaupt schweigen sollen. Hegel sieht sich durch den seltsamen Zusatz in den Annales, denen er widerrechtlich den Vortritt vor den Synodalakten selbst gibt, aus denen ihre Angabe geflossen, zu der Annahme genöthigt, Hildebold, der 819 starb, habe neben seiner erzbischöflichen Kirche eine neue, demselben Heiligen gewidmete Kirche zu bauen begonnen, obgleich jene noch in so gutem Stande war, dass sie trotz Blitzschlages von 857 noch über ein halbes Jahrhundert nach Hildebolds Tod in gottesdienstlichem Gebrauche blieb. Diese Annahme werde ich so lange für eine Monstrosität halten, bis man mir ein ähnliches Beispiel nachweist, dass man neben einer wohl erhaltenen bischöflichen Kirche eine neue baute, da man bisher nur von der Erweiterung und dem Um- oder Anbau bischöflicher Kirchen wusste, nie von einem völligen Neubau neben einer alten noch benutzten Kirche. Hegel hüllt sich auch hier in Schweigen, weil er nicht zu antworten weiss. Und wäre eine solche Monstrosität möglich, wäre von der Einweihung einer neuen neben die alte gebauten Kirche die Rede, so durfte Wilbert nicht nostra allein sagen, sondern musste zur Unterscheidung nova hinzufügen. Was sagt Hegel dagegen? Nichts. Wenn er behauptet, ich verstehe unter der dedicatio „nur die Wiedereinweihung der alten Kirche nach deren vermeintlicher Entweihung“, so ist dies entschieden unrichtig. Ich verweise auf meine wiederholten Aeusserungen Jahrb. XXXIX, 109. LIII, 214. LXIII, 148. Solcher Mittel bedurfte er freilich; er bedachte nicht, dass gewisse Dinge kurze Füße haben. Und welche völlige Unkenntniss des Wesens der Entweihung setzt es voraus, wenn Hegel noch jetzt darauf besteht, die Entweihung sei dadurch, ich weiss nicht ob gesühnt oder aufgehoben, aber jedenfalls geschwunden, dass Günther vom Papste wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen worden sei. Wie es sich damit verhalte, habe ich LXIII, 147 gezeigt. Endlich, wenn auch wirklich an die Einweihung einer völlig neuen Kirche gedacht werden könnte, dass diese von Hildebold begonnen worden, würde damit noch nicht bewiesen. Aber trotz alles Todtschweigens meiner guten Gründe wagt der Erlanger Professor von meiner Rechthaberei zu sprechen, die er in ihrer Einzigkeit und Einsamkeit stehen und verharren lassen wolle. Das Urtheil über ein solches Verhalten gebe ich ruhig dem denkenden Leser anheim, der sich aus meiner Entwicklung überzeugen möge, ob die scharfen Vorwürfe, die ich der Beweisführung Hegel's gemacht, nicht diesem wirklich zur Last fallen.

So wahr in diesem Jahre die Thürme unseres Domes zur Vollendung gelangen, so wahr hat Hildebold keinen Gedanken an einen Neubau der

erzbischöflichen Kirche gehabt, so wahr galt die Weihe des Jahres 873 dem unter Wilbert wieder hergestellten, vielleicht erweiterten Dome, der *ecclesia antiqua S. Petri*, wie sie die Chroniken der Erzbischöfe nennen, ohne von einer frühern daneben stehenden und von einer Beteiligung Hildebold's an einem Neubau etwas zu wissen. Schon wird eine Festschrift zur Vollendung des Domes vorbereitet; hoffen wir, dass das Phantom eines auf einer neuerlich wunderbar aufgestutzten Hypothese beruhenden Hildeboldsdomes keinen Eingang darin finde und die Wissenschaft nicht weiter damit behelligt werde. Zuverlässige Quellen wissen von einem Hildeboldsdome nichts und die *dedicatio* von 873 kann sie am wenigsten beweisen.

Köln, den 14. Januar 1880.

H. Düntzer.
